

40
Gall. g.
32. 54.

Gall g. 32 h

4°

Broecker

Zu den
öffentlichen Prüfungen der Gelehrtschule

am 15. und 16. März

und zu der

Entlassungs-Feierlichkeit

am 19. März, Morgens 10 Uhr

ladet ergebenst ein

Joh. Classen, Dr.

Director der Gelehrtschule.

I n h a l t:

1. Einleitung zu einer Geschichte von Frankreich. Von Herrn Dr. L. O. Bröcker.
2. Schulnachrichten. Vom Director.

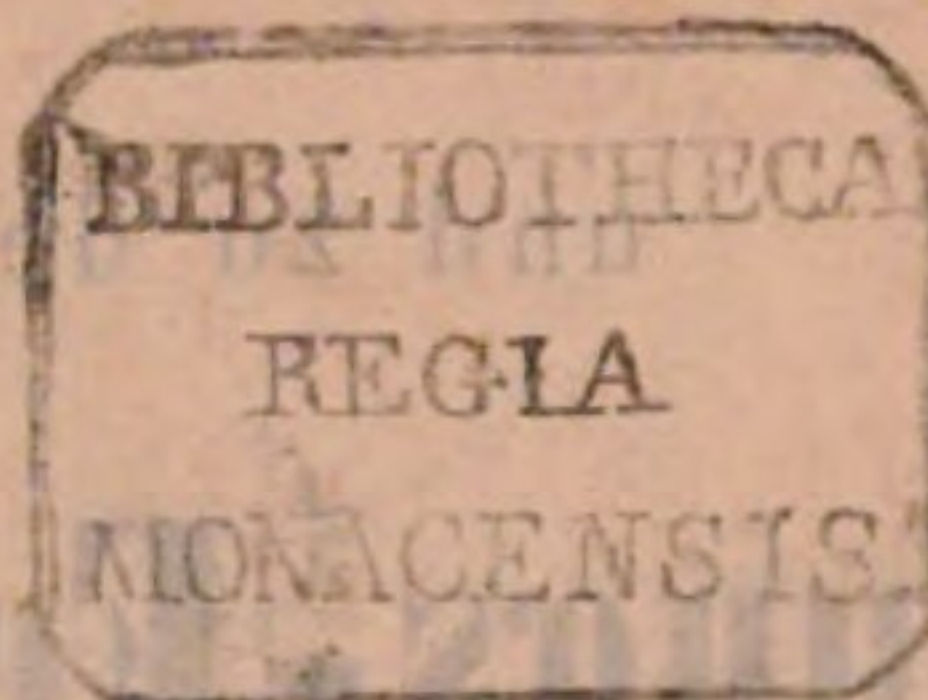
H a m b u r g, 1869.

Gedruckt bei Th. G. Meissner, eines Hohen Senats, wie auch des Gymnasiums und Johanneums
Buchdrucker.

Nu den

öffentlichen Prüfungen der Gelehrtenschule

am 15. und 16. März



am 19. März, Morgens 10 Uhr

hat er ergeben ein

Jon. Classen, Dr.

Director der Gelehrtenschule.

Inhalt:

1. Vorlesung zu einer Geschichte von Frankreich. Von Herrn Dr. A. O. Becker.
2. Beobachtungen. Vom Director.

Hamburg, 1869.

Verlegt bei Th. G. Wehmann, unter Holsen No. 10, in dem des Gelehrten und Lehrers.
Hamburg.

Einleitung
zu einer Geschichte von Frankreich.

K a p i t e l I — X.

Von

L. O. Bröcker.

Einleitung

zu einer Geschichte von Frankreich.

Kapitel I — K

K. W. Meyer.

Inhaltsverzeichniss.

Kapitel I.	Westeuropa und das Latein	Seite 1—3.
„ II.	Westeuropa und der Katholicismus	„ 3—5.
„ III.	Die Provinzen und das Provincialgefühl im römischen Reich ..	„ 5—7.
„ IV.	Anfang und erste Periode der Völkerwanderung. Germanen und Römer.....	„ 7—11.
„ V.	Zweite Periode der Völkerwanderung. Germanisches Heiden- thum. Katholiken und Arianer.....	„ 11—17.
„ VI.	Geographische Verhältnisse Frankreichs.....	„ 17, 18.
„ VII.	Die Franken bis zur Taufe Chlodovechs (496 n. Chr.).....	„ 18—23.
„ VIII.	Sieg der Katholiken und Franken über den Burgunderkönig Gundobad	„ 23—26.
„ IX.	Sieg der Franken und Katholiken über die Westgothen im Norden der Pyrenäen	„ 26—28.
„ X.	Vereinigung aller Frankenstämme unter Chlodovech	„ 28—32.

Anmerkungen.

Der Uebertritt der Burgunder vom Heidenthum zum Christenthum	Seite 34—39.
Die Verbreitung des Arianismus bei den Germanen vor etwa 530 n. Chr.	„ 39, 40.
Die älteste Probe deutscher Beredtsamkeit	„ 40.
Die Vandalen als Vorkämpfer des Germanenthums.....	„ 41.
Die Kirchensprache der arianischen Germanen war weder das Lateinische noch das Griechische.....	„ 42—44.
Die Unterschiede zwischen dem arianisch-germanischen und dem katholisch-romanischen Gottesdienst	„ 44.

Das Gothische war nicht die Kirchensprache aller arianischen Germanen Seite 44—68.

- A. Die gothische Völkergruppe bei den Byzantinern des sechsten Jahrhunderts n. Chr. Seite 45—49.
- B. Die gothische Völkergruppe bei Jordanis, und nach den Ansichten der Gothen selbst » 49—52.
- C. Gothische Völkergruppe und gothische Bibelübersetzung.... » 53, 54.
- D. Gothische Bibelübersetzung und gothische Bibelrecension. Ostgothisch, westgothisch, gepidisch..... » 54—56.
- E. Die deutschen Eigennamen vor etwa 550 n. Chr. » 57, 58.
- F. Gothisch und vandalisch. Gothische und nichtgothische Verbalformen » 58—61.
- G. Gothisch und Burgundisch » 61.
- H. Gothisches Alphabet, Runenalphabet » 61, 62.
- I. Gothisch und Herulisch..... » 62—64.
- K. Gothisch und Gepidisch » 64, 65.
- L. Gothisch, Rugisch, Suevisch und Langobardisch..... » 66.
- M. Deutsche Missionäre, deutsche Prediger aus der Zeit von etwa 400—550 n. Chr..... » 66—68.

I. Als die Römer Westeuropa unterwarfen, stiessen sie hier auf zahlreiche Völker, von denen jedes seine eigene Sprache hatte und in ihr eins der mächtigsten Kennzeichen seiner Nationalität besass. Da die Sieger nicht mehr auf der jugendlichen Stufe der Eroberungssucht standen, auf der man den Bezwungenen nur leibliche Güter abnimmt, so griffen sie bei ihren Unterthanen nach der staatlichen Selbständigkeit die geistige an. Auf den blutigen Lärm der Schlachten folgte ein stiller, unterirdischer Vernichtungskrieg, in dem die meisten westeuropäischen Nationalitäten von der römischen aufgesogen wurden.

In den Ländern zwischen dem adriatischen Meer und dem Ocean, den Säulen des Hercules und dem Canal, wurden jedem einzelnen Volk die römischen Gesetze und Sitten, die römische Denk- und Gefühlsweise aufgezwungen; an die Stelle seiner natürlichen Muttersprache ward ihm das Latein als künstliche eingepflanzt.

Wie in allen Idiomen, so hatte es auch im lateinischen gleich anfangs eine feinere und eine gröbere Ausdrucksweise gegeben, von denen erstere den höheren, letztere den niederen Ständen eigenthümlich war. Der Unterschied zwischen beiden hatte hauptsächlich in der Aussprache einzelner Worte und im Gebrauch einzelner Wendungen bestanden, so dass er kaum beträchtlich genug war um dem Ausländer aufzufallen. Später jedoch hatte er sich erweitert, und als Rom mit seiner Herrschaft die Alpen überschritt, bestand in Italien eine tiefe Kluft zwischen dem guten und schlechten Latein. Jenes kam nur bei den höheren Ständen vor, dieses besonders bei den Bauern und den unteren Classen der Städtebewohner.

In die Provinzen drang die Sprache der Sieger natürlich in beiderlei Gestalt ein; und auf dem weiten Raum, über den sie sich hier ausdehnte, bildeten

sich ihre Gegensätze noch schärfer aus als in der ursprünglich engeren Heimath. Das correcte Idiom wurde von den Gebildeten überall ebenso wie in Rom geschrieben und (von kleineren Verstössen abgesehen) gesprochen. Das uncorrecte nahm in jeder von einem eigenthümlichen Volksstamm bewohnten Gegend eine besondere Localfarbe an. In seiner Aussprache klang die Betonung der vernichteten Ursprache durch, ihre Grammatik in seinem Satzbau, in der etwas veränderten Abwandlung der Worte. Wie die Einheit des Reichs in der Einheit des classischen Latein, so gab sich die Mannigfaltigkeit der Provinzen in der Verschiedenheit des naturwüchsigen kund.

Streng genommen war letzteres weniger eine Sprache als eine Reihe von Mundarten; indess wurde es nichtsdestoweniger von den Zeitgenossen als Ganzes aufgefasst, und von den Gebildeten die „Bauernsprache“ oder die „Sprache des gemeinen Manns“ genannt. Einer wissenschaftlichen Erörterung achtete man es nicht werth; und da fast nichts in ihm niedergeschrieben ward, also auch fast nichts von ihm der Nachwelt erhalten werden konnte, so sind uns die Einzelheiten seiner Entwicklung meist unbekannt.

Im Allgemeinen aber besass es trotz der Verachtung, mit der es von den höheren Ständen angesehen ward, mehr nachhaltige Kraft als das gute Latein. Wenn sich letzteres seine Regeln aus den Werken einzelner Schriftsteller abzog, so richtete sich dieses in seinen Gesetzen nach der fortschreitenden Entwicklung des Lebens. Für die neuen Ideen, die jedes Jahrhundert mit sich führt, reichten die Ausdrücke und Wendungen der classischen Sprache schon wenige Menschenalter nach Cicero und Virgil nicht mehr aus. Klar und energisch liessen sie sich nur in nicht hoffähigen Worten bezeichnen, und bereits in den Anfängen der Kaiserzeit blickten einzelne Schriftsteller mit Wehmuth auf die Tage zurück, da man noch „Latein sprach“).

Dem Vordringen der Mundarten in die höheren Kreise wurde hauptsächlich durch die Schulen und verschiedene Unterrichtsanstalten gewehrt, die in allen Städten des Reichs auf Kosten der Gemeinden oder des Staats erhalten wurden. In ihnen kämpften die Lehrer gegen die Uebergriffe des Bauernlatein mit demselben rastlosen Eifer wie die Soldaten gegen die Einfälle der Barbaren. Jedoch wurde von beiden in verschiedenen Stellungen der gleiche verlorene Posten vertheidigt. Nachdem in den Stürmen der Völkerwanderung mit dem römischen Staat auch die hergebrachte römische Schulbildung zusammen gebrochen war,

strömten über die Bresche weg die Germanen in's Reich, die Fluthen des schlechten Latein in das Reden und Schreiben der vornehmeren Volksschicht.

Obgleich seit dem fünften Jahrhundert n. Chr. Westeuropa von den eingewanderten Deutschen als Eroberern und Gebietern beherrscht ward, wurde sein sprachlicher Entwicklungsgang durch sie nicht in eine neue Bahn abgelenkt. Die siegreichen Germanen nahmen im Lauf der Jahrhunderte als zweite Muttersprache statt ihrer ersten die der Besiegten an; die unterworfenen Römer entlehnten von ihren Herren nur einzelne Laute, einzelne Worte und Wendungen, die in ihrem Latein anfangs als fremde Elemente unverändert mitschwammen, später langsam und allmählig sich in ihm auflösten, wie nach langem Nebeneinander die braungelben Wogen des Mains in die grünen des Rheins.

Aehnlich wie das Geschick des Deutschen war in Westeuropa schliesslich das des guten Latein. Gleichzeitig vom Germanischen und von seinen eignen Mundarten bedrängt, schwand es selbst bei den gebildetsten Nachkommen der Römer aus dem Kreis der Familie und des häuslichen Umgangs. Die „Sprache des gemeinen Manns“, die noch zu Anfang der Völkerwanderung Eigenthümlichkeit bloss einzelner Volksclassen gewesen war, war im achten Jahrhundert n. Chr. Eigenthum der ganzen Bevölkerung. Statt des zu eng gewordenen ursprünglichen Namens aber hatte sie einen umfassenderen und vornehmeren bekommen. Die Gesammtheit aller westeuropäischen Dialecte, die aus dem Latein stammten ohne lateinisch zu sein, wurde durch den Ausdruck: die „romanische Sprache“ bezeichnet.

III. Als, lange vor dieser Zeit, das Christenthum eine Macht zu werden begann, herrschte in den Küstenländern des östlichen Mittelmeers die griechische Nationalität beinahe ebenso unumschränkt wie in denen des westlichen das römische Volksthum. Der neue Glaube aber schloss sich, um eine Weltreligion werden zu können, in allem ihm Gleichgültigen an das Bestehende an. Bei den Nachkommen der geistreichen Griechen, die in Staat und Philosophie nie über die Zersplitterung hinausgekommen waren, löste er sich in denkende und grübelnde Secten auf, deren bohrendes Sinnen bei den dunkelsten Glaubenssätzen am liebsten verweilte. Ueber fünfzig Jahre lang ging der Inhalt der orientalischen Kirchen in die Fragen nach Christi Natur und seinem Verhältniss zu Gott auf. An Streitigkeiten dieser Art aber nahm der Occident nur passiven

Antheil. Seine Bewohner hatten von den Römern mit der Sprache auch die Vorliebe für Einheit des Regiments, für militärische Disciplin und practische Dinge überkommen. In den Mittelpunkt der religiösen Fragen stellten sie die Kirchenzucht; und indem sie für die Länder zwischen dem Ocean und dem adriatischen Meer, den Säulen des Hercules und dem Canal, im Anschluss an die staatliche Entwicklung eine kirchliche Einheit mit Rom an der Spitze einführten, gründeten sie den Katholicismus als westeuropäische Kirche¹⁾.

Seine nationale Entwicklung wurde durch die Völkerwanderung nur unterbrochen, nicht gehemmt. Die germanischen Eroberer fügten sich der römischen Volksthümlichkeit im Glauben noch rascher als in der Sprache. Als das fünfte Jahrhundert n. Chr. zu Ende ging, war beinahe kein Germane auf westeuropäischem Boden Katholik; als das folgende ablief, fast jeder.

Auf sprachlichem Gebiet hatte die occidentalische Kirche vom dritten Jahrhundert n. Chr. an²⁾ einen einfachen, klaren Grundsatz gehandhabt. Ihre Lehrer verschmähten in Predigten und Erbauungsstunden weder die lateinischen Mundarten noch das Deutsche, nicht einmal die sparsam noch vorhandenen Trümmer der westeuropäischen Ursprachen. In jedem Bezirk redeten sie zum Volk in derjenigen Ausdrucksweise die es verstand; für Alles aber, was über den mündlichen Verkehr mit den Laien hinausging, bedienten sie sich dessen was ursprünglich gutes Latein, später im Gegensatz zur romanischen Sprache einfach Latein hiess. In ihm wurden die gottesdienstlichen Formeln und die Streitschriften gegen die Ketzler abgefasst, die Verhandlungen auf den Kirchentagen gehalten und protocollirt. In ihm war die unter dem Namen Vulgata bekannte Uebersetzung der Bibel geschrieben, die vom fünften Jahrhundert an in der katholischen Kirche gleiches Ansehen mit dem hebräischen und griechischen Urtext gewann³⁾. Aus der officiellen Sprache des westeuropäischen Christenthums war alles Nichtlateinische verbannt; und wenn der Katholicismus an dieser Ausschliessung auch dann festhielt, als das Latein als Volkssprache zu verwesen begann, so trieb ihn zu solcher Hartnäckigkeit keineswegs ein blindes Hangen am Alten.

Während das höchste Ziel, das ihm vorschwebte: die Herstellung einer Weltkirche, nur im Bunde mit einer Weltsprache zu erreichen war, eignet sich zu letzterer bloss ein litterarisch durchgearbeitetes Idiom, in dem man die tiefsten Gedanken der vorhandenen Bildung voll und rund ausdrücken kann. Auf dieser

Höhe der Entwicklung aber stand vor der Völkerwanderung, während der Völkerwanderung und in den nächsten Jahrhunderten nach ihr, in Westeuropa bloss das Latein. Seine Verdrängung aus dem officiellen Gebrauch der Kirche wäre gleichbedeutend mit einem tiefen Herabdrücken ihres geistigen Horizontes gewesen. Aus einer Führerin des Volks wäre sie dessen Genossin geworden, und auch auf dieser Stufe hätte sie sich nicht in ihrer bisherigen Form zu erhalten vermocht.

Trotz dem, dass es von den Zeitgenossen eine Sprache genannt ward, bestand das Deutsche ebenso wie das Roman nur aus Mundarten, von denen jede bloss in einem bestimmten geographischen Bezirk gebraucht und verstanden ward. Mit den Resten der Ursprachen war das Gleiche der Fall. In die Erbschaft des Latein also hätten sich eine Menge von Idiomen und Dialecten getheilt, und die sprachliche Einheit in der amtlichen Welt des westeuropäischen Christenthumes vernichtet. Seinen Priestern, den Trägern seiner Macht und seiner Zucht, wäre in der Mannigfaltigkeit der Rede das Bewusstsein ihrer Zusammengehörigkeit abhanden gekommen. In zahlreiche Landeskirchen zersplittert, hätte der Katholicismus durch die Verläugnung seiner Vergangenheit seine Zukunft verloren.

Vor diesem Selbstmord schützte ihn der Instinct, der jedem grossartigen Institut in den Zeiten seiner Kraft innewohnt.

In den Wirbeln der Völkerwanderung blieb das Latein die Sprache des Clerus wie das Roman die der Laien; und nachdem letzteres im Alterthum als Ausdrucksweise des gemeinen Manns verachtet worden war, wurde es im beginnenden Mittelalter als Ausdrucksweise der sündigen Welt mit Geringschätzung angesehen.

III. Obgleich Westeuropa unter der langen Herrschaft der Römer von deren eigenstem Sein durchhaucht ward, fügten sich seine Bewohner der fremden Nationalität nicht mit unbedingter Gleichförmigkeit ein. So lange das Heidenthum bestand, verehrten sie in jeder Provinz die heimischen Götter neben denen der Sieger; meist, indem sie eine römische Gottheit und eine der Ahnen im Glauben zu Einem Wesen verschmolzen, im Gebet mit Einem Namen benannten¹⁾. Neue Städtenamen setzten sie am liebsten aus einer lateinischen Endung und einer Wurzel ihrer Ursprache zusammen. Wie nach dem früher Erwähnten die Muttersprache der Römer, so nahmen auch die übrigen Ausstrahlungen des römischen Wesens in den verschiedenen Volksstämmen und Ländern verschiedene

Localfarben an. Die angeborene Neigung des Galliers zum behaglichen Plaudern wurde durch die Einführung des römischen Ernstes so wenig vertilgt wie die uralte Vorliebe der Spanier für tönende Worte durch die Annahme des practischen römischen Sinns.

Dieses Durchscheinen der unterworfenen Nationalitäten durch die Nationalität der Herren trat am schärfsten im äussersten Westen unseres Erdtheils hervor, der von Natur aus drei gesonderten Massen besteht: aus der Insel Brittannien, der Halbinsel Iberien, und Gallien: dem Lande zwischen den Pyrenäen und dem Canal, dem Ocean und den Alpen, das insofern gleichfalls eine Halbinsel ist, als es nur im Nordosten mit seinem nächsten Nachbarland ohne natürliche Schranke zusammenhängt. Ueberall sonst wird es von ihm durch Meer oder unwegsames Gebirge getrennt.

Während in jedem dieser drei Gebiete schon früh manche Nationen neben einander gelebt hatten, hatte die Mehrzahl der Bevölkerung in Brittannien stets dem Volksstamm der Britten angehört, in Hispanien stets dem der Iberer; in Gallien dem der celtischen Gallier, der in ununterbrochener Ausdehnung beinahe drei Viertel des jetzigen Frankreich füllte, und auf einzelne seiner Nachbarn so entscheidend einwirkte, dass sie das Celtische als zweite Muttersprache neben ihrer ersten gebrauchten. Es hatte also in keinem der genannten Länder zur Zeit seiner Eroberung durch die Römer der Keim eines nationalen Ganzen gefehlt. Sein Wachsthum war hauptsächlich dadurch gehemmt, dass bei den Britten, Iberern und celtischen Galliern, weil sie in Hunderte von Kleinstaaten ohne haltenden Grossstaat daneben zerfielen, der nationale Gedanke in der Regel vom localen überwuchert ward. Diesem Zustand aber hatten die Römer ein Ende gemacht. Durch Zerschlagung der mächtigeren Kleinstaaten, durch Einfügung der schwächeren in das staatliche Getriebe ihres Kaiserreichs, durch den auf Allen lastenden Druck einer fremden Nationalität hatten sie in Gallien, in Hispanien und in Brittannien den Urbewohnern die gemeinsamen Nationalzüge mit früher unbekannter Gewalt in's Bewusstsein getrieben. Theilweise schon seit dem ersten Jahrhundert n. Chr. unterschied man selbst bei den besten Schriftstellern häufig ein eigenthümliches hispanisches und gallisches Latein (von den gebornen Britten ist keiner als römischer Autor bekannt). Im vierten Jahrhundert bekamen die Insel, die Halbinsel und das Land zwischen dem Canal und den Pyrenäen jedes einen besonderen Statthalter, traten zeitweise in jeder

Provinz Abgeordnete aus allen Theilen derselben zu einem besondern Landtag zusammen²⁾. Es wurde also das Recht eines eigenthümlichen gallischen, iberischen und brittischen Daseins unmittelbar vom Staat anerkannt. Nicht minder unmittelbar von der Kirche, indem Versammlungen aller höhern Geistlichen derselben Provinz in Hispanien und Britannien vermuthlich öfter, in Gallien, wie es scheint, sogar alljährlich stattfanden³⁾. Und wenn den Ausländer alle lateinisch Redenden Eine Nation dünkten, so hatte der Inländer für sein Nationalgefühl zweierlei Maass und Gewicht. Dem Germanen und Griechen gegenüber war der Gallier ein Römer, seinem Landsmann jenseits des Gebirgs oder des Meers gegenüber ein Gallo-Romane.

Dass unter diesen Umständen das römische Reich, wenn es sich ruhig hätte ausleben können, von Innen her in ebenso viele unabhängige Staaten zerfallen wäre, wie es Provinzen besass, ist zu vermuthen. Wer seine Geschichte kennt, weiss, dass es in den Tagen seines Glanzes ausser dem Süden und Westen Europas auch den Norden von Africa und das vordere Asien umfasste, dass die östliche Hälfte dieses weiten Gebiets von gebornen oder gewordenen Griechen, die westliche von gebornen oder gewordenen Römern bewohnt war, und dass um 400 n. Chr. beide Hälften fast ohne Kampf, ohne Stoss und Gegenstoss, einfach nach dem Gesetz der nationalen Schwere, in gesonderte Kaiserreiche auseinander gingen. Nach dem gleichen Entwicklungsgesetz musste sich ein gleiches Geschick auch im Westen erfüllen, wenn nicht eine fremde Hand störend in dessen Bildungen eingriff.

IV. Als im zweiten Jahrhundert n. Chr. das römische Reich bis an den Rhein und die Donau ging, bildeten die freien Germanen, die die Mitte Europas bewohnten, mehr ein Volk im naturwissenschaftlichen als im geschichtlichen Sinne des Worts. Ihre reichen geistigen Anlagen standen unentwickelt auf derselben ursprünglichen Stufe des Seins, die sie Jahrhunderte zuvor eingenommen hatten. Was ihnen gelang, verdankten sie dem stürmenden Muth in der Schlacht, dem Soldatenblick und Feldherrngeschick, die ihr gebornes Eigenthum waren. Kriegen, Jagen und Ausruhen füllten fast ohne Unterbrechung ihre Zeit und ihre Gedanken. Von den Künsten des Friedens waren selbst Lesen und Schreiben ihnen beinahe vollkommen fremd; eine behagliche Wohnung zu bauen, hatten erst wenige von ihnen von den angränzenden Römern gelernt.

Im Gegensatz gegen die staatliche Einheit des Kaiserreichs zerfiel ihr Land in zahllose Stämme, von denen jeder seine eigne Regierung und seine eigene Mundart besass. Das zusammenhaltende Band einer gemeinsamen Sprache fehlte, und während die Verwandtschaft des Bluts in der Aehnlichkeit der Gemüthsart und des Körperbau's hell an den Tag trat, hinderte kein nationales Bewusstsein fortdauernden Bürgerkrieg zwischen den einzelnen Stämmen. Auch das Freiheitsgefühl, das dem der Nationalität weit voran stand, war nur einseitig entwickelt. In die Leibwachen der römischen Kaiser, in die Heere ihrer Feldherren traten zahllose Germanen freiwillig ein. Um des Erwerbs willen gehorchten sie als dienende Söldner demselben Römer im Ausland, den sie im Inland bekämpften.

Nachdem einige Menschenalter hindurch Römer und freie Germanen manche blutige Schlacht gegen einander gewonnen und verloren hatten, ohne dass dadurch die Gränze ihrer Staaten entscheidend verändert ward, fing gegen die Mitte des dritten Jahrhunderts n. Chr. die Lebenskraft des römischen Reichs von Innen her abzusterben an. In Deutschland aber begann um dieselbe Zeit das Vorspiel der Völkerwanderung, das uns in seinen Ursachen ebenso unklar vorliegt wie klar in den Folgen, und aus dem einige Menschenalter später die Völkerwanderung selber hervorging. In grössere Massen, in umfassendere Stämme als früher zusammengeballt, drangen die Germanen als Alamannen, Gothen, Franken, Burgunder und wie die Namen sonst heissen mochten, mit grösserem Erfolge als früher gegen die römischen Gränzwälle vor. Voll der grossartigen Kühnheit, die den Helden erschafft, warfen sie ihre schutzlosen¹⁾ Leiber den bepanzerten Heeren der Römer entgegen. Ueber die verschanzten Lager hinweg, zogen sie als Sieger in das Innere des feindlichen Reichs ein, aber keineswegs plötzlich und allgemein, auf Einen Schlag, wie ein allseitig überströmendes Meer. Langsam, allmählig und stückweis brach unter ihren erobernden Händen eine Provinz des Kaiserreichs nach der andern aus dem Verband der übrigen los. Die vorrückenden Stämme, ihre Trümmer, ihre einzelnen Schaaren, bewegten sich über Westeuropa beinahe zwei Jahrhunderte lang in unregelmässigen Sätzen, wie Gewitterschauer und treibender Flugsand dahin.

Die Aussicht auf reichere Beute, der Druck nachrückender Siegesgenossen, vor Allem der Drang nach Neuem, der in Zeiten der Aufregung dem Menschen keine bleibenden Sitze erlaubt, jagte die Vorposten der Wanderung vom Rhein

an die Pyrenäen, von den Pyrenäen in den heissen Sand der nordafricanischen Küste. Während die römische Bevölkerung die Besieger der römischen Heere scheu und widerstandslos als Herren aufnahm, wechselten auf dem Boden des alten Kaiserreichs die Grenzen der neuen germanischen Staaten gleich dem Gezelt eines wandernden Lagers. Greifbare Festigkeit ward ihnen erst seit etwa Mitte des fünften Jahrhunderts zu Theil.

Als damals in Westeuropa vielleicht an Hundert²⁾ grössere und kleinere germanische Reiche neben einander bestanden, wichen in jedem derselben die inneren Staatseinrichtungen von denen der anderen im Einzelnen ab, im Ganzen jedoch kehrte, besonders was die gegenseitige Stellung der Deutschen und Romanen betraf, die gleiche Grundform überall wieder.

Eifersüchtig auf ihre Tapferkeit und ihr Blut, duldeten die Sieger in ihren Heeren keine Römer, keine Römerinnen in den Ehebünden ihres Stamms. Trotzdem aber, dass sie auf die unkriegerischen Unterthanen mit Verachtung herabsahen, theilten sie, sobald die erste Plünderung vorbei war, mit den neuen Heimathgenossen nach einem bestimmten Gesetz. Dem ihm als „Gast“ überwiesenen Germanen musste der Römer einen festen Antheil seines beweglichen und unbeweglichen Guts abtreten, der allerdings nicht unbedeutend war; in den Reichen der Burgunder z. B. zwei Drittel des angebauten Landes, ein Drittel der Sklaven, die Hälfte des Hauses und Gartens und der zum Grundstück gehörenden Wälder und Weiden. Dafür aber war der Romane in dem, was ihm übrig blieb, unabhängiger Herr; und wenn ihm kein „Gast“ zugelegt ward, behielt er sein bisheriges Eigenthum mit ungeschmälertem Recht. In die Kirchenverfassung der Römer griffen weder die Fürsten noch die Priester der Germanen ein; in das Kirchengut vielleicht gar nicht, jedenfalls selten³⁾; und während der Deutsche, der die Städte mit ihren Mauern als erweiterte Gefängnisse hasste, den Bewohnern derselben nicht allzu häufig als „Gast“ aufgedrungen ward, übten geborne Romanen als Beamte des Königs für ihre Landsleute in Stadt und Land Verwaltung und Gerechtigkeitspflege nach herkömmlichem römischem Recht.

Selbständiger als sie es je unter den heimischen Kaisern gewesen waren, bildeten die Römer innerhalb jedes deutschen Reichs einen Staat für sich, der den herrschenden an Zahl der Bevölkerung, an ererbter Bildung, an geregelter Verwaltung der Finanzen, zuweilen sogar an gleichmässig vertheilter Masse des

Reichthums übertraf. Schwach war der Römer dem Deutschen gegenüber nur an Körperkraft, Kriegsmuth und dem von der Bildung unabhängigen Etwas, das den Einen zum Herrn, den Andern zum Knecht macht.

Indem die Germanen ihre Reiche auf Trennung und gegenseitige Absperrung der Nationalitäten gegründet hatten, waren sie nicht bloss ihrer angeborenen Vorliebe für politische Zerklüftung gefolgt.

Die meisten ihrer Stämme und Stammestheile hatten, ehe sie erobernd gegen Rom auftraten, mit diesem lange Jahrzehnte hindurch ausser im Verkehr des Kriegs auch in dem des Friedens gestanden; sie hatten als Nachbarn neben dem Kaiserreich gewohnt, als Söldner in seinen Heeren gedient, als bezahlte Hülfsvölker oder Bundesgenossen, zuweilen sogar als verpflanzte Gefangene und gewaltsam angesiedelte Militaircolonien auf seinem Boden gesessen, um ihn in einzelnen Fällen zu bebauen, in weitaus den meisten gegen die anstürmenden eignen Landsleute zu schützen. In diesem, theils abhängigen, theils freien Verhältniss hatten sie den römischen Menschen verachten, aber die römischen Einrichtungen bewundern gelernt. Auf ihren jugendlichen und deshalb für sinnliche Grösse doppelt empfänglichen Sinn machte die Ausdehnung der Kaiserherrschaft über das gebildete Land dreier Welttheile den Eindruck unermesslicher Macht. Der Gehorsam der Unterthanen⁴⁾, die Einheit der Armeen, die Geschlossenheit der Beamtenwelt, entlockten ihren Fürsten ein neidisches Staunen. Die Pracht der Gebäude, die Fülle des behaglichen Lebens in den Palästen der Grossen, der unendliche Zug der Heerstrassen, der vom Euphrat an den atlantischen Ocean führte, von den schottischen Bergen an die Wasserfälle des Nils, die Gleichförmigkeit endlich des herrschenden Latein im Westen und des herrschenden Griechisch im Osten — Alles das prägte den germanischen Seelen ein Gefühl der römischen Ueberlegenheit ein, das auch dann noch in ihnen nachklang, als sie dem Occident militairisch geboten. Zu Anfang des fünften Jahrhunderts lag in ihrer Anschauung ein Stück vom Herr gewordenen Diener, und nach derselben Richtung wie ihre Gefühlswelt trieb sie der Drang ihrer Lage.

Ihre Stellung den Ueberwundenen gegenüber war die einer Minderzahl gegen die Mehrzahl. Auf dem weiten Gebiet des westlichen Africa und Europa konnten ihre Schaaren den Massen der Eingebornen nur so lange befehlen, als in letzteren der kriegerische Sinn erstorben dalag. Durch Aufnahme in die germanischen Heere wäre er rasch wieder erwacht, und statt helfender Streiter hätten

die Deutschen an den Römern übermächtige Feinde gewonnen. In umgekehrter Weise wäre durch ein Eingehen der Germanen auf römische Ehen, auf das Leben in römischen Städten und nach römischem Zuschnitt die Einheit ihrer Stämme aufgelöst, auf welcher die Macht letzterer beruhte. Indem die Eroberer, um ihr Blut und ihr Volksthum zu wahren, eine geistige Mauer zwischen sich und den Eroberten zogen, zeigten sie jenen grossen staatsmännischen Blick, den in früheren Tagen die Römer besessen, und den die Bildung je nach Umständen verschärft oder verdunkelt, aber niemals erschafft.

V. Ursprünglich war die Religion der alten Germanen die eines kriegerischen Naturvolks gewesen. An der Spitze des Weltalls stand ihnen als oberster Gott der Lenker des Siegs, der mit Helm und Speer, im vollen Waffenschmuck, auf weissem Ross die Lüfte durchfliegt, und von den Menschen nur die in der Schlacht gefallenen oder an ihren Wunden gestorbenen zu den Freuden des Himmels beruft. Sein und seiner Mitgötter Dasein, das an Liebeshändeln nach Art der classischen Mythologie arm ist, vergeht hauptsächlich in Kämpfen gegen die Riesen der Urzeit, gegen den Fenriswolf und die furchtbare Schlange, deren Leib die Erdscheibe umringt. Zwischen ihnen und den Sterblichen bewegen sich in endloser Menge Zwerge, Elfen und Flussfrauen, Geister der Flur und der Fluth. Ueberall ist der Mensch im Bereich unirdischer Mächte. Aber während die Wirksamkeit letzterer am stärksten an den Orten ihres liebsten Verweilens hervortritt, sind diese nicht wie bei den Griechen und Römern Statuen oder Tempel¹⁾, die der Mensch aufbauen und in die Ferne mit forttragen kann. Der germanischen Gottheit, die gleich dem germanischen Krieger den geschlossenen Raum hasst, ist am Wohlsten wo die Woge rauscht oder der Wald braus't. Ihre Altäre stehen in jedem Gebiet auf bestimmten Bergen, in bestimmten Hainen, am Rande bestimmter Quellen, in der Nähe bestimmter Seen, die man von Geschlecht zu Geschlecht als schützende Heiligthümer der Menschen verehrt. Mit dem heimischen Boden verwebt sich der heimische Glaube in Eins. Innerhalb seiner Gränzen eine mächtig dauernde Eiche, ist das germanische Heidenthum jenseits derselben ein absterbender Baum.

Seiner ferneren Entwicklung im Zusammenhange nachzugehen, ist uns leider! nicht vergönnt. Die Religionen und Völker der nächstfolgenden Zeit heben sich aus unsern jämmerlich ärmlichen Quellen nur strichweise klar und

ausführlich hervor. Ihre Geschichte löst sich für uns auf lange Zeit hin in bald längere bald kürzere Bruchstücke auf.

Als das Christenthum, das dem Innern Deutschlands viele Menschenalter hindurch seine Sendboten vergebens zuschickte, seit dem vierten Jahrhundert bei den ausgewanderten Germanen allgemeineren Anklang fand, herrschte bei vielen von diesen die sittliche Verwahrlosung einer Uebergangszeit, die mit dem Glauben der Väter die Fähigkeit des Glaubens überhaupt eingebüsst hat. Gleichgültig gegen Götter und Gott, hielten sie für die wünschenswertheste Religion jedes Mal die, welche ihnen räumlich am nächsten lag und am meisten Vorthail gewährte. Im Occident des römischen Reichs nahmen sie den Katholicismus an; im Orient, wo von 318—381 der Arianismus ein einflussreiches Element war, schlugen sie sich theilweise zu den Bekennern dieser Secte, die im Gegensatz zu den Katholiken die Gleichheit Gott des Sohnes mit Gott dem Vater bestritt. Dem ächten Arianer galt die katholische Lehre vom dreieinigen Gott als Vater, Sohn und heiligen Geist für Vielgötterei.

Als im Jahre 400 die Westgothen von den Gränzen Griechenlands nach Westen abzogen, gab es unter ihnen Arianer, Katholiken und Heiden; jedoch bildeten die ersteren wol schon damals die Mehrzahl, und während der Arianismus bei Griechen und Römern als ketzerisch ausgerottet ward, gewann er unter den Westgothen allmählig die ganze Nation.

Nachdem sich letztere, abwechselnd als besoldete Hülfsstruppen, Feinde und Bundesgenossen der römischen Kaiser, im südwestlichen Gallien festgesetzt hatten, gingen sie von hier auf Kriege und Eroberungen jenseits der Pyrenäen aus. Anfangs mit den Römern vereint, später ohne sie, mit ihnen und gegen sie, schlugen sie die in Hispanien theils herumziehenden, theils sesshaft gewordenen germanischen Völker eins nach dem andern.

Das mächtigste derselben waren die Sueven, deren erster christlicher König, der katholische Rechiar (448—456), sich mit einer Arianerin — einer Tochter des Westgothenkönigs Theoderich I — vermählte, aber nachdem er mit seinem Schwiegervater über den Besitz hispanischer Landstriche in Streit gerathen war, von ihm bekriegt, besiegt und hingerichtet ward. Als nach einer Zwischenzeit der Verwirrung Remismund den Thron der Sueven bestiegen hatte (459), suchte dieser bei den Westgothen um Friede und Freundschaft nach. Von dem Sohne Theoderichs I, Theoderich dem Zweiten, ward ihm eine arianische Gemalin

zugeschickt; und während er selbst zum Glauben letzterer übergang, wurde mit seiner Zustimmung durch den Gallier Ajax, der bei den Westgothen „das Gift der Ketzerei eingesogen hatte“²⁾, das suevische Volk vom Katholicismus zum Arianismus bekehrt.

Die Burgunder hatten sich zu Anfang des fünften Jahrhunderts, vermuthlich um leichter in's römische Gebiet eintreten zu können, während eines sieben-tägigen Fastens die Anfangsgründe des Christenthums zu eigen gemacht, und waren am achten Tage aus Heiden zu Katholiken geworden. Um's Jahr 460, als sie das Gebiet des Saone- und Rhonethals bis tief in die Alpen und den Jura hinein beherrschten, waren sie Arianer, ohne dass wir das Wann und Wie dieses Religionswechsels erfahren. Wahrscheinlich wurde er durch westgothischen Einfluss herbeigeführt. Als Nachfolger des Burgunderkönigs Gundahar, der 437 von den Hunnen erschlagen ward, erscheinen plötzlich, neunzehn Jahre später, zwei Brüder „aus dem Stamm des 380 gestorbenen Westgothenkönigs Athanarich“; sie begleiten als Bundesgenossen Theoderich den Zweiten in den Krieg gegen die Sueven; und aus diesem heimgekehrt, erweitern sie „mit Zustimmung der Westgothen“ ihr Gebiet im südöstlichen Gallien, auf Kosten der Römer³⁾.

Damals — etwas nach der Mitte des fünften Jahrhunderts — hielten unsere Ahnen im freien Germanien beinahe ausnahmslos noch unerschüttert an Wuotan und seinen Mitgöttern fest; ebenso diejenigen Germanen, die im Norden des römischen Kaiserreichs, in Britannien und am Niederrhein, angesiedelt waren; alle übrigen Deutschen aber gehörten, obschon es unter ihnen immer noch zahlreiche Heiden und vereinzelte Katholiken gab, der entscheidenden Masse nach dem Arianismus an. Ausser den Westgothen, Burgundern und Sueven bekannten sich zu dem Glauben an einen dem Vater untergeordneten Sohn, auch die Vandalen in Africa, die Ostgothen an der östlicheren Donau, die Gepiden an der Theiss, und noch andere, theils in der Donauegengend lebende, theils in Italien oder Griechenland den Kaisern als Soldaten dienende Stämme und Bruchstücke von Stämmen, von denen uns die Heruler, Rugier und Langobarden namentlich angeführt werden⁴⁾.

Da Römer und Griechen bei ihren Landsleuten den Arianismus als gottlos vertilgten, so ertrugen sie ihn bei Fremden nur wenn sie mussten. Die Germanen dagegen zeigten sich, wahrscheinlich mehr aus Gleichgültigkeit als aus Gerechtigkeitsliebe, anfangs gegen den katholischen Romanen im Allgemeinen ebenso

duldsam, wie gegen den heidnischen Landsmann. Vor etwa 470 hören wir von Bedrückungen andersgläubiger Christen nur bei den Vandalen⁵⁾; nachher auch bei andern Germanen.

Als um's Jahr 470 der Vandalenkönig Genserich, die Ostgothen, und der Westgothenkönig Euarich, der Bruder, Mörder und Nachfolger Theoderichs II, ein Bündniss zu gemeinschaftlichem Angriff gegen das oströmische und das noch immer nicht ganz vernichtete weströmische Reich abschlossen, war in ihnen — wie es scheint, zum ersten Mal — die Erkenntniss durchgedrungen, dass die natürliche Aufgabe der germanischen Stämme nicht der Bürgerkrieg unter einander, sondern der Nationalkampf gegen Römer und Griechen sei. Andern Deutschen aber ging auch damals der Vortheil des Stammes über den des Volks. Bei dem Versuch, seine Herrschaft in Gallien nach Osten und Norden auszudehnen, stiess Euarich auf die Burgunder und Franken als Bundesgenossen der Römer. Auf Eroberungen jenseits der unteren Loire musste er verzichten; eine Erweiterung seines Reichs diesseits der Pyrenäen bis so weit, dass es alles Land südlich der unteren Loire und östlich der oberen umfasste, gelang ihm erst nach ungefähr fünf Jahren; und in die Zeit dieses Kriegs fallen als zerrissene Streiflichter auf die religiösen Zustände Galliens zwei vereinzelte Quellenangaben.

Die erste berichtet, dass Euarich, nachdem er die damals bedeutende Stadt Apt (unweit von Avignon) erobert hatte, deren (katholischen) Bischof vertrieb⁶⁾.

Die zweite, dass der (gleichfalls katholische) Bischof von Clermont, Sidonius Apollinaris, nach der Erwerbung der Auvergne durch Euarich von diesem ebenfalls in die Verbannung geschickt und seiner Güter beraubt ward⁷⁾.

Daneben heisst es in einem um 474 geschriebenen Brief des genannten Sidonius an den Bischof Basilus: „Der Pharao Euarich führt weniger gegen die römischen Mauern als gegen die Gesetze des Christenthums Krieg. Der Name Katholik zieht ihm den Mund und die Brust wie Essig zusammen. Er ist mehr ein Führer seiner Secte als seines Volks. Mächtig in Waffen und rührigen Sinns sucht er den Grund seiner Erfolge hauptsächlich in seinem arianischen Glauben. Die Bischöfe Crocus von Nismes und Simplicius hat er aus ihren Sitzen getrieben. In Bordeaux, Perigueux, Rodez, Limoges, Javouls, Eause, Bazas, St. Bertrand und noch viel mehr anderen Städten hat er nicht gestattet, dass man an die Stelle gestorbener Bischöfe neue erwähle. Dem Verschwinden der höheren Geistlichkeit ist das der niederen gefolgt; und in den verödeten

Sprengeln wird von Niemand für die verwaisten Bewohner Sorge getragen. Während in den Städten die Gläubigen selten zusammenkommen, fallen auf dem Lande von den Kirchen die verfaulenden Dächer herab; die Thüren sind aus den Angeln gerissen; die Zugänge überwuchert Dornestrüpp, und um die einsamen Altäre wächst Gras“⁸⁾.

Dass in diesen Worten wie in allen Aeusserungen des Bischofs von Clermont einige Uebertreibung liegt, mag sein. Jedoch erhellt aus ihnen auch so, dass Euarich die Ausrottung des Katholicismus anhaltend betrieb. Wenn er die katholischen Laien nicht unmittelbar in ihrem Gewissen bedrängte, und selbst gegen die Geistlichen nur in Ausnahmefällen als Verfolger auftrat, so zog er sich diese Grenzen in kluger Berechnung. Der natürliche Tod der Bischöfe, von denen die niedern Geistlichen ernannt und besoldet wurden, war der schonendste und sicherste Vollstrecker seines Willens⁹⁾.

Da wir aus der Zeit zwischen 460 und 490 von den Burgundern kaum mehr erfahren als die Namen ihrer Fürsten, und von den Sueven nicht einmal die, so lässt sich nicht mit Bestimmtheit erklären, dass bei diesen Nachbarn der Westgothen die Religion damals ein Gegenstand innern Haders gewesen sei. Wahrscheinlich ist es schon darum, weil seit Constantin dem Grossen die römischen Kaiser innerhalb ihres Gebiets bei der Besetzung der Bisthümer mitgewirkt, höhere Geistliche abgesetzt und eingesetzt, Kirchenversammlungen berufen, und Gesetze auch über kirchliche Angelegenheiten erlassen hatten. Eine strenge Theorie über die Grenzen der Kirchen- und Staatsgewalt gab es noch nicht¹⁰⁾. Die Macht aber, die die katholischen römischen Kaiser als befehlende Schirmherren des Christenthums geübt hatten, ging von ihnen naturgemäss auf die arianischen germanischen Könige über, sobald letztere im früher römischen Gebiet aus Feinden oder Bundesgenossen zu Herren wurden, und damit war überall Handhabe und Anstoss zu Zwistigkeiten letzterer grade mit der höheren katholischen Geistlichkeit gegeben.

Um's Jahr 480 setzten die Burgunder den (katholischen) Bischof ihrer Gränzstadt Langres als Verräther fest, und wurden an seiner Ermordung vielleicht nur durch seine Flucht gehindert¹¹⁾.

Als die deutschen Lohntruppen auf der apenninischen Halbinsel 476 den letzten römischen Kaiser, einen harmlosen Jüngling, mit einem Gnadengehalt zur Ruhe gesetzt, und ihren Führer Odovakar zum König ernannt hatten, verbot

dieser der (katholischen) Geistlichkeit die Veräusserung ihrer Güter, und verfügte im Jahre 483, der Nachfolger des eben gestorbenen Papstes solle nur unter seiner Ueberwachung und Bestätigung gewählt werden.

Nach Odovakars Tod hob eine (katholische) Kirchenversammlung zu Rom die Verordnung vom Jahr 483 voll Entrüstung als anmassend auf.

Gewaltthätiger als die Westgothen unter Euarich strebten die Vandalenfürsten Genserich (427—77) und Hunerich (477—84) dem Katholicismus in ihrem Gebiet ein Ende zu machen. Im Jahr 483 wurden in sechs Monaten nahezu 5000 Katholiken: Bischöfe, Presbyter, Diaconen und Laien aus dem africanischen Reich in die Wüste gejagt; im folgenden Jahr ward allen Katholiken geboten, binnen sechs und neunzig Tagen zum Arianismus überzugehen, oder der schwersten Strafen gewärtig zu sein. Rücksichtsvoll verfuhr Hunerich nur insofern, als er — in staatskluger Schonung dem Euarich verwandt — selten die Saat des katholischen Glaubens mit Märtyrerblut düngte.

Ob die Feindseligkeit der Vandalen gegen den Katholicismus bloss kirchlichem Eifer entstammte, ist ungewiss. Dass die in der königlichen Hofhaltung und als Beamten angestellten Romanen, deren eine „ungeheure Menge“ war, sämmtlich vandalisch gekleidet gehen mussten, deutet neben Anderem darauf hin, dass Hunerich und Genserich am kräftigsten von allen deutschen Fürsten eine Germanisirung ihrer römischen Unterthanen betrieben¹²⁾. Wie aber auch dem sei, jedenfalls folgte bei Vandalen und Westgothen, und wie sich später ergeben wird, auch bei andern Germanen auf die militairische Periode der Völkerwanderung eine militairisch-religiöse; und als in ihr der Glaube neben das Schwert trat, hatte sich an den religiösen Kern des Arianismus allmählig eine neue kirchliche Bildung angesetzt. Ein sichtbares Oberhaupt des Christenthums wurde von seinen Bekennern weder verehrt noch gewünscht; eine amtliche Kirchensprache war bei ihnen nicht eingeführt¹³⁾; umfassende Zusammenkünfte der höheren Geistlichkeit fanden bei ihnen nicht statt. Innerhalb jedes Landes oder Stammes wurde der Gottesdienst in dessen Mundart gehalten, war die Bibel in sie übersetzt¹⁴⁾; von den zahlreichen Kirchenversammlungen der Arianer beschränkte sich jede auf das Weichbild des betreffenden Stamms oder Volks. Der treibende Gedanke des Katholicismus, der Drang nach äusserer Einheit, lag der ursprünglich griechischen Secte vollständig fern. Unter dem Einfluss der Germanen war ihr gemeinsamer Glaube in vereinzelte Landes- oder Stammeskirchen getrennt; und

indem das deutsche Christenthum gleich dem deutschen Staat auf Zerklüftung beruhte, war sein Gegensatz zu dem der Romanen weniger ein Gegensatz des Glaubens als der Nationalität, der Kampf um die Person Christi die geistige Fortsetzung des beendeten germanischen Eroberungskriegs. Wenn in ihr der Römer unterlag, so fügte er der politischen Abdankung die religiöse hinzu; wenn der Deutsche besiegt ward, so war der Herr über die Leiber ein Knecht im Gebiete der Seelen.

VI. Das Land zwischen dem Canal und den Pyrenäen, dem Ocean und den Alpen, das gegen Aussen fast überall als ein geschlossenes Ganze erscheint, bietet im Innern seinen Bewohnern das Meiste von dem was der Mensch zum Geniessen, Alles was er zum Leben bedarf. Auf dem strahlenförmigen Netz seiner Ströme, denen brausende Wirbel und gefährliche Wasserfälle fremd sind, kann man fast ohne Unterbrechung von Meer zu Meer und von einer grossen Stadt des Binnenlandes zur andern gelangen ¹⁾. Nur selten steigen aus seinem Boden zusammenhängende Bergstrecken jäh empor; in der Regel sind sie von einem ausgedehnten Flachland umgeben, das sanft und allmählig mit ihnen verschmilzt. In den wellenförmigen Ebenen der Seine, Loire und Garonne, in der Senke am Fuss der Pyrenäen, in der wagerechten provençalischen Fläche, im langgestreckten Thal der Rhone und Saone, zieht sich in unabsehbaren Massen ein zusammenhängendes Tiefland ²⁾ ununterbrochen vom Canale zum Ocean, vom Ocean zum Mittelmeere, vom Mittelmeere bis an das Plateau von Langres, den südlichen Gränzwall des Seinegebiets. Wie ein abwechselnd breiter und schmaler Kranz umwindet dieses Tiefland alle Anhöhen und Gebirge im Innern. Auf seinem weitgedehnten Rücken können, wie auf einer natürlichen Strasse, zahllose Volksschaaren über ganz Gallien, von Küste zu Küste, und vom Meer bis tief ins Innere hinein sich wandernd weiter bewegen, ohne ein Gebirge zu überschreiten, ohne einen Berg zu durchbrechen. Dem leichten Verkehr auf den Flüssen entspricht ein nicht minder bequemer zu Land, und an geographischer Anlage zur Einheit steht das frühere Gallien, das spätere Frankreich, allen übrigen Gebieten Europa's voran.

Obschon aber diese Bodenbeschaffenheit der Bevölkerung Frankreichs eine unverkennbare Richtung zur Einheit verleiht, greift sie niemals in deren Geschichte sichtbar und stossweise ein. Ihre Gewalt ist die rastlos verstohlene des Tropfens

und der Stunde, für die unsere Einbildungskraft kein Verständniss, unser Verstand keinen Maassstab besitzt. Den Raum und den Rang, den sie in der Entwicklung der französischen Geschichte einnimmt, steckt daher keine Forschung oder Beobachtung ab, und nachdem der Geschichtsschreiber ihr Dasein erwähnt, leistet er auf ihre weitere Einführung in den Fluss seiner Erzählung am besten für immer Verzicht. Die greifbaren Gestalten sind für ihn nicht die Kräfte der Natur, sondern der Mensch und sein Thun.

VII. Wie bei den Römern die französische Sprache und bei den Celten das französische Volk, so beginnt der französische Staat bei den Franken, die im dritten Jahrhundert n. Chr. mit beutelustiger Kühnheit zuweilen nach Britannien und Hispanien, für gewöhnlich aber nach Gallien streiften. Im Kampf gegen sie erwarb sich Aurelian (um 240) den Namen eines Erretters von Gallien; Probus nahm (270) ihnen und ihren alamannischen Bundesgenossen siebenzig eroberte gallische Ortschaften ab. Gewonnenes römisches Gebiet verloren sie zum Theil deshalb wieder so rasch, weil sie sich freiwillig jedes Haltpunkts in der Fremde beraubten, indem sie erstürmte Festungen von Grund aus zerstörten. Ihre Stärke lag, wie bei allen Barbaren, im Angriff. So wenig wie eine Rüstung um ihren Leib, duldeten sie selbst im Vaterland Mauern um ihre Dörfer.

Der Rhein, der so lange als Gränze des römischen Reichs gegen das freie Germanien diente, und an mehreren Stellen des kaiserlichen Ufers durch einen dreifachen Festungsgürtel geschützt war, hatte den Franken gegenüber seine schwächste Deckung im Norden. Zwischen ihm und der Waal war der zitternde Boden, dessen Erdrinde auf dem Wasser zu schwimmen schien, eine Mischung von Welle und Land, die kein umfassendes Ganze grossartiger Verschanzungen zuliess. Von dieser Seite aus drangen daher auch die sogenannten salischen Franken zuerst bleibend in das Kaiserreich ein. Im Anfang des vierten Jahrhunderts bildete die Gegend zwischen der unteren Schelde und Maas einen Theil ihrer Heimath. Dann trat in ihrem Vorrücken ein längerer Stillstand ein, während dessen sie zu den Römern nicht bloss als Feind standen. Schaaren von ihnen dienten ununterbrochen als „Salier“ unter den Haustruppen der Kaiser, als „jüngere Salier“ unter den römischen Besatzungen in Hispanien, als „ältere“ unter denen in Gallien. Manche ihrer Führer wurden mit den Formen des römischen Lebens und mit der lateinischen Sprache vertraut.

Als um die Mitte des fünften Jahrhunderts das südliche Gallien, oder das Land jenseits des Plateau von Langres und der unteren Loire, hauptsächlich den Westgothen und Burgundern gehorchte, hatten die salischen Franken die Gegend von ungefähr Cöln bis zur Rheinmündung inne; ihre südlichsten Stämme geboten den Städten Tournay und Cambray, und beherrschten eine Bevölkerung, in der römische Sitten und Einrichtungen, je tiefer nach Westen und Süden, desto lebendiger waren.

Zu den angesehensten Theilfürsten der Salier gehörte Childerich, dessen Ahnen nach dem Glauben seines Volks in ihrem Blut Mensch und Gottheit verbanden. Während einer langen Regierung, von deren Thun uns nur Splitter überliefert sind, soll er von seinen Stammsitzen aus (fünfzehn Meilen südwestlich von Brüssel) Nordgallien bis zur Loire mit seinen Schaaren zehn Mal durchstreift haben: meist, vielleicht immer, als Bundesgenosse der dort noch herrschenden Römer. Mit ihnen vereint, bekämpfte er im Jahr 463 bei Orleans an der Loire die Westgothen; einige Zeit später bei Angers, in der Nähe desselben Flusses, Sachsen, die sich auf den Loireinseln heimisch niedergelassen. Auf die Bitte einer römischen Christin, der heiligen Genovefa von Paris, schenkte Childerich Gefangenen, deren Ermordung er bestimmt hatte, das Leben. Als zweihundert Jahre vor unserer Zeit sein Grabmal zu Tournay geöffnet ward, fand man darin neben dem Eisen einer fränkischen Streitaxt ein römisches Schwert; neben den Schädeln eines Pferdes und eines jungen Mannes, der ihm nach heidnischem Brauch in den Tod gefolgt war, römische Münzen und einen Ring mit lateinischer Inschrift. Im Sterben wie im Leben hatte der Sohn Merovechs unter seinen fränkischen Grundton römische Farben gemischt.

Südlich von den Saliern, aber nur auf dem germanischen Ufer des Rheins, hatten im vierten Jahrhundert n. Chr. diejenigen Frankenstämme gelebt, die später zusammen die ripuarischen hiessen, und gleich den übrigen Germanen den Krieg als das höchste Glück betrachteten, Ruhe und Musse als eine Krankheit¹⁾. Im Anfang des vierten Jahrhunderts warf Kaiser Constantin (306—337), um sie zu bändigen, die Gefangenen, die er ihnen auf seinen Zügen über den Rhein abnahm, den wilden Thieren zum Frass vor. Grausamkeit und Bildung schlossen sich im Alterthum nicht gegenseitig aus. Constantins zweiter Nachfolger, Julian (361—63), zahlte ebenso wie früher Kaiser Probus, seinen Soldaten ein Geldstück für jeden abgehauenen Germanenkopf²⁾.

Dauernde Niederlassungen auf dem Boden des Kaiserreichs setzten die Ripuarier erst im fünften Jahrhundert durch. Gegen Ende von Childerichs Zeit erstreckten sich ihre Sitze an beiden Rheinufern, von etwa Cöln bis südlich von Mainz, weit hinaus nach Osten und Westen. Sie gingen über Trier und die Mosel wahrscheinlich bis in die Nähe von Toul und Verdun. In ihrem Gebiet auf der früher römischen Seite des Rheins, das in den Urtagen theilweise deutsch gewesen war, war jetzt das Romanenthum meist wieder ausgerottet. In den ripuarischen Franken sprach sich das reine Germanenthum stärker als in den salischen aus.

Bei letzteren war als Herrscher in Tournay auf Childerich 481 sein Sohn Chlodovech gefolgt, der mit seiner Wirksamkeit tief in die Geschichte von Gallien, Germanien und dem Christenthum eingegriffen hat, von dessen Handeln und Sein jedoch nichtsdestoweniger aus unsern Quellen meist nur ein verstümmelter Schattenriss auftaucht.

Zum Nachbar — wenn auch vielleicht nur zum mittelbaren Nachbar³⁾ — hatte er den Syagrius, einen gebornen Römer, der seit etwa siebzehn Jahren ein Gebiet von unbestimmter, aber jedenfalls grosser Ausdehnung beherrschte. Seine Bewohner waren Gallo-Romanen, seine Hauptstadt Soissons (doppelt so weit von Brüssel wie von Paris). Nach Westen ging es vermuthlich bis an oder über die Seine, nach Süden an das Plateau von Langres und die untere Loire. Da es gegen Osten an die Sitze der Ripuarier, gegen Norden an die der Salier stiess, so bildete es durch seine Lage den Hemmschuh jedes Franken, der plündernd oder erobernd in Gallien vorzurücken gedachte.

Zehn Jahre nachdem mit dem letzten römischen Kaiser auch das römische Reich verschwunden war, drang Chlodovech in das Land des Syagrius mit einem Heer ein, das nicht bloss aus Kriegern seines Stammes bestand. Bei ihm war der Beherrscher der Salier von Cambray, Ragnachar. Den salischen Fürsten Chararich hatten die Verbündeten allerdings vergebens zur Theilnahme am Nationalkampf gemahnt; an Freiwilligen aus andern fränkischen Stämmen indess fehlte es ihnen gewiss nicht, denn nach germanischer Sitte schlossen sich kriegslustige Schaaren leicht als Gefolge an Jeden an, dessen Führung Aussicht auf Gefahren, Beute und Ruhm bot.

Einige Zeit nachdem der „Römerkönig“ eine Hauptschlacht verloren hatte⁴⁾, kam er als Gefangener in die Hände Chlodovechs, der ihn heimlich tödten liess.

Wie sich der Mörder mit Ragnachar abfand, wissen wir nicht. Aber während letzterer für lange aus unseren Quellen verschwindet⁵⁾, dehnte der Fürst von Tournay seine Herrschaft stets weiter in Nordgallien aus, wenn auch nicht ohne Widerstand der Eingebornen. Paris soll von den Franken fünf oder gar zwei Mal fünf Jahre⁶⁾ belagert sein, ehe es sich ihnen ergab. Von den Besatzungen anderer römischen Städte sollen mehrere sich und ihre Orte nur unter der Bedingung überliefert haben, dass sie als selbständige Truppenkörper im Frankenheer fortbeständen, ihre vaterländischen Waffen, Heerzeichen und Gesetze behielten⁷⁾. Daneben jedoch unterwarf sich ein grosser Theil des Landes ohne Vorbehalt; und während die Franken auch da, wo ein Vertrag vorlag, ihr Recht mehr nach dem Schwert als dem Buchstaben absteckten, wurde der Sohn Childerichs allmählig Herr über das ganze Nordgallien mit Ausnahme der Halbinsel Bretagne. Seinen Wohnsitz verlegte er von Tournay nach Soissons, von da nach Paris. Seine Person war der natürliche Mittelpunkt für die zahlreichen Franken, die sich im eroberten Gebiet als Eigenthümer festsetzten.

Ein Kriegszug, den Chlodovech innerhalb dieser Zeit gegen die Thoringer unternahm, die irgendwo links am Rhein wohnten, befestigte sein Ansehen auch bei den in der früheren Heimath zurückgebliebenen Saliern.

Im Jahr 496 rückten die Alamannen, die am Ober- und Mittelrhein lebten und in den letzten Menschenaltern unzählige Mal raubend tief in Gallien eingedrungen und wieder verjagt waren, in hellen Haufen gegen die Ripuarier vor. Wenn sie diese warfen, stürzten sie eine Vormauer der Salier, und fielen, wie zu erwarten stand, über die Herrschaft letzterer in Nordgallien her. Der thatkräftige Chlodovech, den sein politischer Scharfblick überall an die Wendepunkte der Zeitgeschichte hintrieb, eilte ihnen entgegen, sobald der zunächst bedrohte ripuarische Fürst Sigibert seinen Beistand nachgesucht hatte. Eine entscheidende Schlacht endete unter Anführung des Saliers, mit dem Tod des Alamannenkönigs und der Flucht von dessen Volk. Während in ihrem nordwestlichen Gebiet die Besiegten durch die Vermittlung des Ostgothenkönigs geschützt blieben, liessen ihnen im südöstlichen die Sieger nur die Wahl zwischen Auswanderung, Unterwerfung und Tod. Dem Befreier Ripuariens, dem Eroberer Nordgalliens, wurde vom Canal bis zum Neckar Furcht und Gehorsam gezollt.

Nachdem sich Chlodovech (491) mit der Burgunderin Hrotehild verheirathet hatte, wurde in seiner Familie in drei Religionen gebetet: katholisch war seine

Gemalin, arianisch mindestens eine von seinen Schwestern⁸⁾, er selbst verehrte den Wuotan, dem er zu Anfang seiner Regierung gewiss treu ergeben gewesen war. Während er als Spross eines den Göttern verwandten Königsgeschlechts auf den ahnenlosen Sohn des Zimmermanns mit Verachtung herabsah, bot ihm als Eroberer der Schlachtenlenker der bezwungenen Romanen weniger Gewähr für sein Kriegsglück als der seiner siegreichen Salier; und wenn später, in der christlichen Umgebung des Römerlands, seine Seele die Fühlung mit dem Heidenthum verlor, so barg diese Wendung für ihn eine tiefe Gefahr. Dem abtrünnigen Fürsten wären seine noch durchaus heidnischen Franken selber abtrünnig geworden, in den Romanen hätte der ohnmächtige Christ keinen helfenden Beistand gehabt. Weltklug wie er war, und vor Allem von vorgreifender Ahnung für die Gefühle der Massen, setzte Chlodovech fünfzehn Jahre lang dem dringendsten Werben der Christen um seinen Uebertritt einen Widerstand entgegen, der um so schwächer ward, je mehr unter seinen Saliern die neue Religion Anhänger zu gewinnen begann⁹⁾, je grossartiger der glückliche Feldherr bei sämmtlichen Franken zum Nationalhelden emporwuchs.

Den Wendepunkt seines Glaubens bildete, wie man erzählt, die Schlacht gegen die Alamannen. Als in ihr, wo Heidengott gegen Heidengott stand, der Sieg schwankte, rief der Sohn Childerichs aus: „Jesus Christus, meine Götter haben mich verlassen; an dich verlangt mich zu glauben; nur errette mich erst aus der Hand meiner Widersacher“. Dass darnach die Feinde sich wandten, war dem Sieger ein Beweis, dass von allen Göttern der der Römer der stärkste sei, und da von ihm, wie von jedem handwerksmässigen Eroberer, die Gottheit nur als Inbegriff der höchsten Macht ohne sittliche Beimischung verehrt ward, so hielt ihn kein Bedenken mehr im Heidenthum zurück.

Der Bischof Remigius von Rheims, mit dem er schon zur Zeit des Syagrius in näherer Verbindung gestanden haben soll, konnte noch zum Weihnachtsabend desselben Jahres seine Stadt und seine Kirchen mit der sinneberauschenden Pracht schmücken, die der katholische Gottesdienst den einfacheren Heiden gegenüber stets zu verwerthen verstand. „Mit bunten Decken wurden die Strassen behängt, die Kirchen mit weissen Vorhängen geziert, Wohlgerüche verbreiteten sich, es schimmerten hell die duftenden Kerzen“. Als der Neubekehrte nach damaliger Sitte in das Taufbad hineinstieg, redete ihn „der Heilige Gottes mit beredtem Munde also an: Beuge in Demuth dein Haupt; verehere was du verbranntest,

verbrenne was du verehrtest“. Papst Anastasius schrieb seinem „lieben, erlauchten und ruhmreichen Sohn“, er erblicke in ihm „eine eherne Säule der Kirche; Gott werde ihm Sieg verleihen über seine Feinde“. Das Haupt der katholischen Geistlichkeit im Burgundergebiet, Avitus, der Bischof von Vienne, begrüßte im neuen Glaubensgenossen „den Schiedsrichter, den Gott unserer Zeit gegeben hat. Dein Glück“, schrieb er ihm, „berühret auch uns; so oft du kämpfst, siegen wir“.

Mit dem König traten seine Schwester Lantechilde vom Arianismus¹⁰⁾, und die meisten seiner Salier vom Heidenthum zum Katholicismus über.

Das Frankenthum löste sich vom Germanenthum ab; die katholische Kirche hatte ein Schwert; der eroberungssüchtige Fürst einen mächtigen Bundesgenossen gegen seine arianischen Nachbarn: Westgothen und Burgunder.

VIII. Das Land der Burgunder, welches vom Plateau von Langres an das Mittelmeer oder dessen Nähe, und von der oberen Loire bis tief in die Alpen und den schweizer Jura hineinging, stand damals unter zwei Brüdern, von denen Godegisel die Stadt Genf und Umgegend besass; das Uebrige beherrschte Gundobad mit der Hauptstadt Lyon.

Dem letzteren erklärte der Frankenkönig im August 499 Krieg.

Kurz darauf versammelten sich auf Betrieb des Remigius, des Bekehrers und Berathers von Chlodovech, die katholischen Bischöfe von Vienne, Valence und andern burgundischen Orten, in Lyon; anscheinend, um den Namenstag des heiligen Justus zu feiern; in Wirklichkeit, um an ihren Fürsten eine Bitte zu richten, die ihr Wortführer Avitus von Vienne, Anverwandter eines der letzten römischen Kaiser, so einkleidete: „Wenn Euer Excellenz (Excellentia vestra) der Kirche Frieden verleihen will, sind wir bereit, die Wahrheit unsers Glaubens klar nachzuweisen, so dass man nicht mehr bezweifeln kann, Euer Glaube stimme nicht mit Gott und der Kirche überein. Ihr habt hier Männer von den Euren, die in aller Wissenschaft unterrichtet sind; befiehlt ihnen, ein Gespräch mit uns zu halten und zu versuchen ob sie auf unsere Gründe etwas erwidern können“.

Empört über eine Sprache und einen Vorschlag, die wie siegreicher Landesverrath klangen, erwiderte Gundobad: „Wenn Euer Glaube der wahre ist, weshalb treten Eure Bischöfe nicht dem Frankenkönig entgegen, der mir Krieg angesagt hat und zu meinem Verderben sich mit meinen Feinden verbündet?“

Wen nach fremdem Gut hungert, wen nach dem Blute der Völker dürstet, dessen Glaube ist falsch. Beweist Ihr die Wahrheit des Euren durch Eure Werke“. Avitus, dem in dem einseitig katholischen Bericht, den wir über die Verhandlungen besitzen¹⁾, „Antlitz und Rede eines Engels“ beigelegt werden, erwiderte demüthiglich: „In die Geheimnisse des Frankenfürsten, o König, sind wir nicht eingeweiht; aber die Schrift hat uns gelehrt, dass den Feinden Gottes irdische Feinde von allen Seiten erstehen. Kehrt mit Eurem Volk zum Gesetz Gottes zurück. Seid Ihr in Frieden mit dem Herrn, so kann Euch der Friede mit den Menschen nicht fehlen, und Eure Gegner werden nicht über Euch siegen“. Gundobad rief entrüstet aus: „Bekenne ich denn nicht das Gesetz Gottes? nur die drei Götter will ich nicht“. Trotz dessen jedoch gestattete er schliesslich ein Religionsgespräch²⁾ unter der Bedingung, dass es zur Vermeidung von Unruhen nicht vor allem Volk stattfinde, sondern vor ihm und seinen Vornehmen im Schloss.

Um sich darauf vorzubereiten, brachten Avitus und seine Freunde die Nacht am Grabe des heiligen Justus zu. Während sie beteten, wurden daneben in der — offenbar dichtgedrängten — Kirche die auf diesen Tag fallenden Bibelstellen vorgetragen, von denen die erste mit den Worten des Exodus anfangt: „Der Herr sprach zu Mose: ich will Pharao Herz verhärten, und Pharao wird euch nicht hören“. Aehnliche Vorbedeutungen kamen in sämtlichen folgenden vor. Die Bischöfe zerflossen in Thränen.

Am nächsten Morgen begaben sie sich, mit vielen Priestern und Diaconen und einigen vornehmen Laien ihres Glaubens, zum König.

Der Tag verging — wie es in der erwähnten gleichzeitigen aber starr katholischen Quelle heisst — damit, dass Avitus „wie ein zweiter Cicero“ sprach. Der Vorkämpfer des Arianismus, Bonifacius, antwortete auf die „überwältigenden Gründe des in Gott lobwürdigen Mannes nur mit Schimpfreden“; und Gundobad, dem die „Bestürzung seiner Secte“ nicht entging, verschob die Fortführung des Gesprächs auf den folgenden Tag.

Als an diesem die Bischöfe vor dem Königspalast erschienen, wollte der Romane und Katholik Aredius, der zu Gundobads vertrautesten Rathgebern gehörte, sie zur Umkehr bewegen; Gutes könne aus dem Streit nicht entstehen; es würden dadurch nur die Gemüther der Menge aufgeregt. Der lyoner Bischof Stephanus entgegnete, das geeignetste Mittel, die Gemüther „in heiliger Freundschaft

zu binden“, sei die Prüfung der Wahrheit, denn aus der Wahrheit entspringe die Liebe die die Herzen gewinnt; übrigens kämen er und seine Begleiter auf Befehl des Königs. Aredius stand von weiteren Mahnungen ab.

Die Eintretenden empfing Gundobad mit Beschwerden über den Frankenkönig, dem er unter Anderm vorwarf, er hetze den Godegisel (der Arianer war) gegen ihn auf. Die Bischöfe erwiderten, Einigkeit im Glauben sei der sicherste Friedensweg. Dann fing von Neuem das Religionsgespräch an. Avitus redete „mit einer Weisheit, die Freund und Feind mit staunender Bewunderung erfüllte“. Bonifacius „schimpfte und schrie, bis er vor Heiserkeit zu schweigen gezwungen war“. Als nach einer Weile Gundobad, der in das Verstummen seines Glaubensgenossen „grimmig dreingeschaut hatte“, aufstand um die Verhandlungen zu schliessen, verlangte Avitus, dass sie entweder fortgesetzt würden oder die Arianer sich als widerlegt bekannten und zum Katholicismus übergingen. Da diese „statt mit Gründen mit Murren“ antworteten, wendete sich „der in seinem Gott sichere“ Bischof mit steigender Keckheit unmittelbar an den König. „Befehle Eure Erhabenheit (*Sublimitas vestra*)“, sagte er, „dass jene sowohl wie wir ans Grab des heiligen Justus gehen, und diesen Mann Gottes um den Glauben befragen; wir um den unsern, sie um den ihren; Gott wird durch den Mund seines Dieners erklären, an Wem er Wohlgefallen hat, und die Wahrheit unsers Glaubens durch ein Wunder bezeugen“. Ehe der überraschte Fürst, „der zustimmen zu wollen schien“, Ja oder Nein sagen konnte, riefen die Arianer, zu deren Gunsten wohl überall eher ein Wunder zu Stande gekommen wäre als in einer katholischen Kirche, sie wollten nicht „wie Saul um verbotenen Zauberswerks willen verdammt werden; ihnen genüge die Schrift, die stärker als alle Gaukeleien sei“. Gundobad aber fasste die Bischöfe Avitus und Stephanus „bei der Hand, führte sie an sein Gemach, und ehe er dort eintrat, umarmte er sie mit der Aufforderung, für ihn zu beten“.

Katholik werden wollte er nicht; als Arianer in Frieden leben konnte er nicht.

Einige Monate nach diesem Gespräch hatte Chlodovech Gundobad und sein Heer bei Dijon bis zur Vernichtung besiegt; Godegisel hatte sich in Vienne als Herr festgesetzt, sein geschlagener Bruder lebte als Flüchtling hinter den festen Mauern von Avignon. Was weiter geschah, ist nur in den grossen Umrissen erkennbar. Als die arianischen Könige der Ost- und Westgothen dem

bedrängten Glaubensgenossen beizustehn drohten, sprengte Chlodovech ihr Bündniss, noch ehe es geschlossen war, dadurch dass er nach Nordgallien zurückging. Seinem Abzug folgte, wie sich voraussehen liess, in Burgund ein Bruder- und Bürgerkrieg. Gundobad bezwang und tödtete Godegisel, und beherrschte das ganze Burgundergebiet, aber als gebrochener Mann. Er erbaute katholische Kirchen, er stritt als Bundesgenosse der Franken, und während er dem Arianerthum im Privatleben treu blieb, war er als Fürst Katholik.

IX. Einige Menschenalter ehe Burgund geknickt ward, hatten die Westgothen ihr „ketzerisches“ Reich im südwestlichen Gallien gegründet. Später hatten sie sich im Norden der Pyrenäen über das ganze Südfrankreich (mit Ausnahme Burgunds) ausgedehnt, im Süden des Gebirgs bis nahe an die Strasse von Gibraltar. Als Hauptbestandtheil ihres Reichs aber betrachteten sie auch jetzt dessen kleinere nördliche Hälfte. In ihr lag der Regierungssitz Toulouse, wo der königliche Schatz aufbewahrt ward, und nach dem zuweilen das gesammte Reich das „tolosanische“ genannt ward.

Als 484 der Katholikenverfolger Euarich gestorben war, folgte ihm als König sein Sohn Alarich.

Im Taufjahre Chlodovechs (496) schlug derselbe mit Waffengewalt einen Aufstand der iberischen Katholiken nieder, dessen Haupt sich den Königstitel beigelegt hatte, also wohl einen bedeutenden Anhang besass. Einige Jahre später bekämpfte Alarich, gleichfalls mit glücklichem Erfolg, einen Aufruhr der Katholiken im spanischen Tortosa. In Gallien aber bestrafte er, ohne dass Unruhen darüber entstanden, wegen hochverrätherischer Verbindungen mit dem Ausland, 497 den katholischen Bischof von Tours, um 503 den von Arles; und den von Rodez halfen 506 die dortigen Römer wegen seiner Umtriebe mit den Franken selbst aus der Stadt jagen. Dem Arianismus war jenseits der Pyrenäen die katholische Bevölkerung, diesseits die katholische Geistlichkeit feind.

Um letztere zu gewinnen, stellte Alarich — vielleicht schon vom Anfang seiner Regierung an — die von seinem Vater unterdrückten Bischofswahlen wieder her. Im Jahr 506 legte er ein neues Gesetzbuch erst allen seinen katholischen Bischöfen zur Annahme oder Verwerfung vor; den gallischen¹⁾ unter ihnen gestattete er in demselben Jahre eine Zusammenkunft über kirchliche Dinge; aber obgleich sie auf dieser für ihren „hochherzigen, ruhmreichsten, hoch-

frommen König“ mit gebogenem Knie Gottes Segen erflehten²⁾, fehlte dem Waffenstillstand zwischen ihnen und ihm ein dauernder Grund. Während der Clerus Bekehrung verlangte, wollte der Herrscher bloss Duldung, und auch die, wie es scheint, nur im Gefühl seiner Schwäche.

Die willensstarke Klarheit des Vaters war auf den Sohn nicht übergegangen.

Nachdem letzterer zwei und zwanzig Jahre in Frieden mit dem Ausland regiert hatte, gebrach es seinen Heeren an Mannschaft, sein Staatsschatz war leer.

Im Jahr 507 sprach Chlodovech, wie erzählt wird, „zu den Seinen: „„Es lastet schwer auf mir, dass diese arianischen Westgothen einen Theil von Gallien besitzen. Lasst uns mit Gottes Beistand gegen sie aufbrechen, sie besiegen und ihr Land an uns bringen““. Diese Rede aber gefiel Allen wohl“, und bald darauf bewegte sich von Nordgallien aus ein durch Ripuarier verstärktes salisches Heer gegen den Nordwesten des Gothenreichs, während gleichzeitig Burgunder in dessen östliches Gebiet drangen. An der Spitze der Franken stand als erster Kreuzfahrer Chlodovech, der, ehe er die Gränzen des Gothenlandes überschritt, laut öffentlicher Bekanntmachung die katholische Kirche jenseits der Loire in Schutz nahm. Niemand der Seinen sollte sich an ihren Dienern, ihren gottgeweihten Jungfrauen, ihren Sklaven, ihrem Eigenthum oder den auf ihren Besitzungen lebenden Laien vergreifen. Einen Krieger, der im Gebiet des heiligen Martin von Tours Heu geraubt hatte, erstach der Frankenkönig mit eigener Hand.

Schon vor dieser Zeit hatte, in einem für uns unbestimmbaren Jahr, der in Italien herrschende Ostgothenkönig Theoderich die Plane der Franken gegen das Westgothenreich zu kreuzen gesucht. Er hatte an Alarich, Gundobad, und selbst an die heidnischen Fürsten der Thüringer, Heruler³⁾ und Warner Gesandte geschickt, um ein gemeinsames Bündniss der Deutschen gegen den Vorkämpfer der Römer zu Stande zu bringen. Dass er dadurch den Ausbruch eines fränkisch-westgothischen Kriegs damals hintertrieb, ist wahrscheinlich; wahrscheinlich auch, dass er 507 für seinen Schwiegersohn Alarich durch Unterhandlungen thätig war. Aber mit Truppen sprang er ihm vorläufig nicht bei. Das Heer, mit dem der Angegriffene gegen Chlodovech stritt, bestand aus römischen Unterthanen und westgothischen Stammesgenossen.

Nachdem es bei Vouglé (unweit von Poitiers) geschlagen, und Alarich selbst von Chlodovechs Hand getödtet war, rückte dieser als Sieger in Toulouse

ein, sein Sohn Theoderich besetzte die Auvergne, Gundobad eroberte Narbonne, von den Westgothen erkannten einige den älteren, andere den jüngeren Sohn Alarichs als König an. Das Dasein ihres hundertjährigen Reichs schwankte.

In diesem Augenblick griff der mächtige Theoderich thatkräftig in die Geschicke Galliens ein. Ob er sogleich für seinen Enkel Amalarich auftrat, oder sich zuerst mit dessen Bruder Gesalich verband, ist unklar. Zweifellos, dass sein Feldherr Ibbas in Chlodovechs Abwesenheit die Franken irgendwo im südöstlichsten Gallien auf's Haupt schlug, und dass 511, im Todesjahr Gesalichs, zwischen den übrigen Kriegführenden schon seit längerer Zeit, sei es mit, sei es ohne Vertrag, ein Friedenszustand eingetreten war, der dem Frankenfürsten und Theoderich gleichmässig Befriedigung bot.

Jener besass alles früher westgothische Land zwischen der Loire und den Pyrenäen, mit Ausnahme des südöstlichen Flügels. Dieser regierte als Vormund des fünfjährigen Amalarich über das Westgothenreich, und beherrschte als Ostgothenkönig einen ihm vor 508 nicht zuständigen Küstenstrich zwischen der unteren Rhone und Italien; ihm gehorchten Marseille, Arles und der einstige Zufluchtsort Gundobads: Avignon. An Land und Ansehen hatte ausser den Westgothen nur der Burgunderfürst eingebüsst, so dass für ihn die Feindschaft und Freundschaft der Franken gleich schädlich gewesen war.

X. Um 508 hatte der ursprüngliche Gaufürst von Tournay ein Gebiet zusammenerobert, dessen Ausdehnung meist mit den natürlichen Gränzen von Frankreich zusammenfiel. Es erstreckte sich vom Canal an die Pyrenäen, und — wenn man Burgund einrechnet — vom Ocean bis in die Alpen. Diesen grossartigen Erfolg verdankte er zum Theil der eigenthümlichen Mischung seines Charakters, in dem sich zwei einander scheinbar widersprechende Eigenschaften verbanden, ohne deren gleichzeitigen Besitz der Mensch weder im Staat noch in der Kunst ein Dauerndes gründet: rücksichtslose Leidenschaft und abwartende Geduld. Herrschsüchtig und ehrgeizig, und nach der Art seines Volks von der Liebe zum Kampf „bis zum Wahnsinn“¹⁾ besessen, liess er von seinem Regierungsantritt bis zum Krieg mit Syagrius fünf Jahre vergehen, vierzehn von da bis zur Schlacht bei Dijon, und sieben von dieser bis zum Tage von Vouglé. Ehe er in Gallien einen neuen Boden betrat, wurzelte er sich langsam in den älteren ein, und noch vorsichtiger als gegen die eroberten Fremden verfuhr er gegen sein heimisches Volk.

Wie alle deutschen Fürsten weniger ein Beherrscher als ein Vorsteher seines Stamms, wendete er sich dem Christenthum erst dann unwiderruflich zu, als in öffentlicher Versammlung die Mehrzahl der Seinen sich bereit erklärt hatte, mit ihm zu dem Gotte überzugehen, „den Remigius predigt“. Dem Krieg gegen Alarich sandte er gleichfalls eine Volksbefragung voran. Er handelte, um fremdartige Verhältnisse durch bekannte annähernd richtige Ausdrücke deutlich zu machen, im Lager und in der Schlacht als Dictator, sonst als constitutioneller Fürst. Wenn bei der Truppenmusterung die Waffen eines Kriegers nicht in Ordnung waren, hieb er ihn vor versammeltem Heer nieder; wenn bei der Beutetheilung einer seiner Leute darauf bestand, dass sie nur nach dem Gesetz vorgenommen werde, gab er ihm nach.

Ausser ihm lebten vor dem Sturz des Westgothenreichs noch verschiedene andere, meist ihm verwandte Frankenkönige, deren Zahl sich vielleicht auf einige zwanzig belief. Der nächste an Tournay war der Salierkönig Ragnachar von Cambray; der mächtigste der Ripuarierfürst Sigibert, dessen Herrschaft um 507 von Cöln bis über den Main, und von der Maas bis über die Fulda hinausging. An die Stelle der Kriege, die früher gar oft zwischen ihnen und ihren Vorgängern geführt wurden und die Gesamtkraft des Frankenvolks lähmten, trat während Chlodovechs Zeit und offenbar auf seinen Betrieb, eine Bundesgenossenschaft, die lange von allen Seiten treu gehalten ward²⁾. Gegen Syagrius focht Ragnachar, gegen die Alamannen Sigibert, gegen die Westgothen bei Vouglé Sigiberts Sohn Chloderich an Chlodovechs Seite³⁾; und obgleich letzterer dadurch, dass in seinen Heeren die Römer und die unter seiner Herrschaft in Nordgallien angesiedelten Franken stets zahlreicher wurden, eine immer grössere selbständige Kriegsmacht gewann, liess er fast ein ganzes Menschenalter hindurch die Stadtkönige von Cambray und anderen kleinen Orten dem Recht nach als seines Gleichen bestehen. Kein Angriff seinerseits störte sie oder den Ripuarierfürsten von Cöln im Gefühl ihrer Selbständigkeit. Ihm genügte, dass unter seiner tatsächlichen Leitung die Frankenstämme durch gemeinsamen Ruhm auf gemeinsamem Schlachtfeld unmerklich Eins wurden. Er wusste, dass ein Bürgerkrieg zwischen ihnen die breiteste Grundlage seiner Macht in's Wanken bringe oder zerstöre.

Durch den Sieg über Alarich (507) wurde die Stellung der Franken in Chlodovechs Reich fast ebenso sehr erschüttert als befestigt. Während nach demselben ihre Zahl die gleiche blieb wie vorher, ward durch die Einverleibung

Südgalliens die der Romanen auf mindestens das Doppelte erhöht, und der Einfluss des Fürsten, der bisher zum Theil darauf beruhte, dass in seinem Gebiet Römer und Germanen nahezu gleich starke Mächte waren, von denen jede ihre Stütze im vermittelnden Königthum fand, wurde von dieser Aenderung gleichfalls bedroht. Dem staatlich geeinigten Römerthum konnte auf die Dauer nur ein staatlich geeinigtes Frankenthum das Gleichgewicht halten. Wenn daher Chlodovech jetzt die nach Fürsten getrennten Stämme seiner Nation bleibend zu einem Gesamtvolk zusammen zu binden beschloss, so trieb ihn hierzu ausser der Ländergier auch die Einsicht in die Nothwendigkeiten seiner Lage, und ein fränkisches Nationalbewusstsein, das in gleicher Stärke vielleicht bei keinem seiner am Stammesbewusstsein klebenden Zeitgenossen wach war.

Die Mittel zur Erreichung seines Zwecks entnahm er — unter möglichster Umgehung eines Bürgerkriegs — der Natur seiner Zeit und seines Volks.

Von den Franken melden Schriftsteller des vierten und fünften Jahrhunderts, es gelte bei ihnen die Treulosigkeit für einen heitern Gesprächsstoff, der Meineid für eine blosse Redeform⁴⁾. Und was andere deutsche Stämme betrifft, so hatte in Burgund kaum ein Jahrzehent zuvor Gundobad seinen Bruder Godegisel erschlagen, noch früher seinen Bruder Hilperik⁵⁾; bei den Westgothen war auf den Brudermörder Theoderich den Zweiten der Brudermörder Euarich gefolgt; der Vandalenkönig Hunerich hatte seine Schwägerin und seinen Neffen getödtet, seinen Bruder hülflos und allein in die Verbannung geschickt, wo derselbe elendiglich umkam. Verwandtenmord gehörte damals zum deutschen Fürstenrecht.

Bald nach der Schlacht bei Vouglé — so berichtet eine Quelle, deren Erzählung von Blut und Hinterlist trieft und, obgleich sie in einzelnen Zügen an die Schilderungen eines Kindermärchens mahnt, nichtsdestoweniger im grossen Ganzen durchaus glaubhaft erscheint⁶⁾ — schickte Chlodovech an Chloderich, den Sohn des mit ihm verwandten Sigibert, heimlich eine Botschaft des Inhalts: „Siehe, dein Vater ist alt, schwach zu Fuss, und hinkt. Stürbe er, so würde dir sein Reich und unsere Freundschaft zu Theil“. Durch diese Worte verlockt, liess der unnatürliche Sohn seinen Vater um Mittag in seinem Zelt durch Meuchelmörder tödten, und sandte alsbald an den Verführer Boten, die in seinem Namen „sagten: „„Mein Vater ist todt, und sein Reich und seine Schätze sind mein. Sende etliche von deinen Leuten zu mir, und willig will ich dir schicken, was

dir von den Schätzen meines Vaters gefällt““. Jener aber sprach: „„Dank für deinen guten Willen. Wenn meine Leute zu dir kommen, so zeige ihnen, bitte, Alles, aber behalte es für dich selbst““. Und da sie kamen, öffnete Chloderich ihnen den Schatz seines Vaters. Als sie nun Diess und Jenes in Augenschein nahmen, sagte er: „„In diese Truhe pflegte mein Vater seine Goldmünzen zu legen““. Sie sprachen: „„Stecke doch einmal deine Hand bis auf den Boden hinein, damit du uns Alles zeigst““. Als er das that und sich tief beugte, hieb ihm Einer mit erhobenem Arm die Streitaxt in den Schädel. So traf ihn dasselbe Loos, das er ruchlos seinem Vater bereitet hatte“, das Volk der Ripuarier aber war führerlos gemacht.

Während es ohne rechtmässige Erben seines Thrones dastand, erschien unerwartet der Held des Alamannensiegs und des Tages von Vouglé, und berief es zu einer Versammlung, in der er sich zum Beweise seiner Unschuld an allem Vorgefallenen darauf berief, dass er zur Zeit des Doppelmords ruhig bei Tournay gewesen sei; ausserdem auch nicht das Blut von Verwandten hätte vergiessen dürfen; das zu thun wäre Unrecht. Er schloss mit den Worten: „Da die Dinge einmal so gekommen sind, gebe ich Euch einen Rath, den Ihr befolgen mögt, wenn er Euch genehm ist. Wendet Euch zu mir, damit Ihr unter meinem Schutz sicher lebt“. Als die Ripuarier das hörten, brachen sie in ein Freudengeschrei aus, schlugen an ihre Schilde, hoben — was bei ihnen als Königsweihe galt — den Sprecher auf einen grossen Schild und setzten ihn zu einem Fürsten über sich, der „Sigiberts Reich und Schätze“ empfing.

Obgleich mit den Ripuariern der mächtigste Frankenstamm in Chlodovechs Hand gekommen war, vermied dieser auch jetzt einen Bürgerkrieg. Er zog gegen den Salierfürsten Chararich erst dann mit einem Heer, als er alle Vorkehrungen getroffen hatte, ihn und seinen Sohn vor Ausbruch einer Schlacht durch List gefangen zu nehmen. Die ohne Blutvergiessen ihres Volks Ueberwundenen liess er „enthaupten, und gewann so nach ihrem Tode ihr Land, ihren Schatz und ihr Volk“.

Seinen nahen Blutsverwandten, den Salierfürsten Ragnachar von Cambray — vielleicht denselben der ihm gegen Syagrius beigestanden hatte⁷⁾ — bekriegte Chlodovech, nachdem er mehrere seiner Vornehmen durch goldene Armspangen und Wehrgehänge zu Verräthern an ihrem Herrscher gewonnen hatte. Den gefangenen Ragnachar hieb er ebenso wie dessen Bruder Richar selbst mit der

Axt nieder; den dritten Bruder, Rignomer, liess er ermorden. „Als sie so Alle getödtet, gewann er ihr Reich und ihre Schätze“; den Verräthern aber gab er auf ihre Beschwerde, dass das ihnen geschenkte Geschmeide aus vergoldetem Erze bestehe, zur Antwort: Wer seinen Herrn geflissentlich in das Verderben verlockt, bekommt mit Recht nur verfälschten Lohn. Lasst's euch genug sein, dass ihr noch lebt; sonst sterbt ihr zur Busse für euren Verrath eines martervollen Todes.

Ausser den genannten Fürsten liess Chlodovech noch viele von seinen nächsten Verwandten und fränkischen Königen tödten, bis nach kurzen drei Jahren alles Frankenvolk ihn allein als Herrn anerkannte.

Im dreissigsten Jahr seiner Regierung, im fünf und vierzigsten seines Lebens, 511 n. Chr., starb der Begründer des römisch-germanischen Frankenreichs, eines friedlichen Todes zu Paris. In der von ihm und seiner Gemalin Hrotehild daselbst erbauten Kirche der Heiligen Apostel ward er begraben.

I.

*) Seneca, Ep. XXXIX (ed. Fickert IV, 10): olim, cum latine loqueremur, summarium vocabatur.

II.

1) Gieseler, Lehrbuch der Kirchengeschichte, dritte Aufl. Bd. I, S. 495—526.

Lembke, Geschichte von Spanien, Bd. I, S. 130—136.

Die Verhältnisse Brittanniens bieten in den ersten Jahrhunderten n. Chr. so viel Eigenthümliches, dass es für eine kurze Uebersicht der damaligen west-europäischen Zustände eben so störend ist von ihnen zu reden, wie misslich von ihnen zu schweigen.

Ueber den Gegensatz von orientalischem und occidentalischem Christenthum waren sich die Zeitgenossen klar. Hieronymus legt (Comment. in ep. ad Galatas, I. II, prooem.) den Römern als bezeichnende Eigenschaft die „Einfalt des Glaubens (simplicitas ad credendum)“ bei.

2) Vgl. Gieseler a. a. O. S. 169—173.

3) Eine officielle Erklärung über die Authentie der Vulgata und eine officielle Feststellung ihres Textes erfolgten bekanntlich erst sehr spät.

III.

1) Vgl. Rettberg, Kirchengeschichte Deutschlands, Bd. I, S. 64. — Abnoba und Arduinna werden übrigens die heimischen Namen nicht bloss von Waldgebieten, sondern auch von den ihnen vorstehenden Gottheiten gewesen sein.

2) Im vierten Jahrhundert n. Chr. war das römische Reich in Praefecturen getheilt, die Praefecturen waren in Diöcesen getheilt, die Diöcesen in Provinzen; es bezeichnete also damals der Ausdruck Diöcese das, was wir jetzt eine Provinz nennen; der Ausdruck Provinz das, was wir jetzt einen Kreis oder Bezirk nennen.

Unter den Praefecten von Gallien gehörten die Diöcesen Gallien, Hispanien und Brittannien, von denen jede als besonderen Vorsteher einen Vicarius hatte.

Ueber die Landtage der Diöcesen s. Walter's Geschichte des Römischen Rechts (1840), S. 386.

- 3) Ueber die Kirchenversammlungen in Gallien s. Binding, Geschichte des burgundisch-romanischen Königreichs, Bd. I, S. 135.

Ueber die Kirchenversammlungen in Hispanien s. Lembke a. a. O. S. 134, 135.

Dass die kirchliche Gränze zwischen Gallien und Hispanien von den Katholiken auch dann festgehalten wurde als unter den Westgothenkönigen die politische verwischt war, ersieht man aus den Unterschriften des Concils zu Agde (506). Sie gehören nur gallischen Geistlichen an.

In Carthago wurden 348, 394, 397, 398, 399, 418, 419 Concilien gehalten, von denen entweder alle oder doch wenigstens die meisten Generalsynoden der africanischen Bischöfe waren.

IV.

- 1) Tacitus, Hist. II, 22: cohortes Germanorum . . . more patrio nudis corporibus super humeros scuta quantientium. — Germ. 6: paucis loricae, vix uni alterive cassis aut galea.

Darüber, dass auch noch lange nach Tacitus die Deutschen an Schutz Waffen im Allgemeinen nur den Schild hatten, s. u. A. Procop. B. pers. II, 25; Paul. Diacon. De g. Lang. I, 20 (über die Heruler). — Agathias, Hist. II, 5 (über die Franken).

- 2) Diese Zahl wird Niemanden übertrieben erscheinen, der sich ein eingehendes Bild der Zustände in Britannien, Gallien und Hispanien während der ersten Hälfte des fünften Jahrhunderts verschafft, und daraus zugleich die unvermeidliche Ueberzeugung gewonnen hat, es habe dort damals viel mehr kleine deutsche Staaten gegeben als in unsern Quellen genannt werden.

- 3) Hätten sie (abgesehen von dem, was ich oben, S. 9, als „erste Plünderung“ bezeichnet habe) oft und stark in das Kirchengut eingegriffen, so würde das in den katholischen Schriftstellern gewiss erwähnt sein. Der katholische Bischof Avitus von Vienne schreibt (Ep. XXXIX) an den arianischen Burgunderkönig Gundobad, der von 473—516 regierte: Quicquid habet ecclesiola mea, immo omnes ecclesiae nostrae, vestrum est, de substantia, quam vel servastis hactenus, vel donastis.

Ueber die Vandalen s. V, Anm. 5.

- 4) Vgl. die Aeusserungen des Ostgothenkönigs Athaulf bei Orosius (Hist. VII, 43).

V.

- 1) Tacitus, Germ. 9: ceterum nec cohibere parietibus deos neque in ullam humani oris speciem assimilare ex magnitudine caelestium arbitrantur.
- 2) Idatius bei Bouquet (Recueil des historiens des Gaules et de la France) I, p. 623.
- 3) Ueber die Religionsgeschichte der Burgunder vor etwa 500 n. Chr. giebt es zwei Ansichten. Die eine, die früher allgemein angenommen ward und auch jetzt noch

herrscht, ist die von mir getheilte, es seien die Burgunder vom Heidenthum zum Katholicismus und von diesem zum Arianismus übergegangen. Die andere, die von Pétigny und Binding (a. a. O. S. 40, 41) aufgestellt ist und bei der Tüchtigkeit von Bindings Werk vermuthlich manche Leser desselben für sich gewonnen hat, geht dahin, dass die Burgunder aus Heiden Arianer wurden, ohne erst durch den Katholicismus hindurchzugehen.

Die Gründe, die für die von mir festgehaltene Meinung sprechen, liegen in zwei Quellenangaben, von denen die eine, längst bekannte, dem in Hispanien gebornen Presbyter Orosius angehört, der in dem 417 beendeten siebenten und letzten Buch seiner *Historiae* bei Gelegenheit der germanisch-römischen Kriege um 371 n. Chr. sagt (VII, 32): *Burgundionum quoque novorum hostium novum nomen, qui . . . ripae Rheni fluminis insederunt. . . . eorumque esse praevalidam et perniciosam manum, Galliae hodieque testes sunt, in quibus praesumpta possessione consistunt, quamvis providentia Dei omnes Christiani modo facti, catholica fide, nostrisque clericis quibus obedirent receptis, blande, mansuete, innocenterque vivant, non quasi cum subiectis Gallis, sed vere cum fratribus christianis.*

Als Orosius diese Worte schrieb, spielte er bereits eine nicht unbedeutende Rolle in der christlichen Welt. Er stand mit Hieronymus in Verkehr, mit Augustin in näherer Verbindung; auf den Concilien denen er beigewohnt und in denen er auch als Sprecher aufgetreten war, war er mit einer grossen Zahl höherer Geistlichen in Berührung gekommen; von 414—416 hatte er Reisen nach Africa und Palästina gemacht; während dieser Zeit hatte er nachweisbar Nachrichten über Südgallien unmittelbar aus Südgallien selber bekommen *). Es waren ferner nach des Orosius Darstellung die Burgunder, deren Uebertritt vom Heidenthum zum Christenthum den allgemeinen Verhältnissen nach nicht wohl vor 406 stattgefunden haben kann, offenbar nicht lange vor 417 Katholiken geworden, ihre Bekehrung also, ihr Verbleiben beim Katholicismus war ein so neues und wichtiges Ereigniss, dass es in christlichen Kreisen häufig besprochen sein muss. Unter diesen Umständen aber ist es sehr schwer zu glauben, dass Orosius in seiner Behauptung, die Burgunder seien um 417 Katholiken gewesen, sich oder Andere getäuscht habe **).

Die zweite für die herrschende Ansicht sprechende Quellenangabe, die bisher allerdings allgemein übersehen ist, findet sich in der *Collatio episcoporum*. In

*) Orosius, *Hist.* VII, 43: *Gothorum tunc populis Ataulphus rex praeerat . . . Nam ego quoque ipse virum quendam Narbonensem, illustris sub Theodosio militiae, etiam religiosum prudentemque et gravem, apud Bethleem oppidum Palaestinae, beatissimo Hieronymo presbytero referentem audivi, se familiarissimum Ataulpho apud Narbonam fuisse: ac de eo saepe sub testificatione didicisse . . .*

**) Dass Orosius, der so oft rednerisch übertreibend schreibt, mit dem „omnes“ den Mund zu voll nimmt, dass um 417 bloss die meisten oder vielleicht auch bloss sehr viele Burgunder Katholiken waren, bestreite ich natürlich nicht.

dieser Erzählung, oder vielleicht richtiger gesagt, diesem Actenstück, das Binding (S. 147, Anm. 507) mit Recht „eine der authentischsten Quellen der ganzen burgundischen Geschichte“ nennt, heisst es: Der katholische Bischof Avitus von Vienne habe 499 als Wortführer der höheren katholischen Geistlichkeit den arianischen Burgunderkönig Gundobad (473—516) zum Uebertritt zum Katholicismus u. A. mit den Worten ermahnt: *redite cum populo vestro ad legem Dei* (*lex Dei* bedeutet im Munde des Avitus den Katholicismus). Zu einer „Rückkehr“ zum Katholicismus aber konnte der Bischof den Burgunderkönig mit seinem Volk doch nur dann ermahnen, wenn es dem Bischof, dem König und den Zuhörern bekannt war, die Burgunder seien früher Katholiken gewesen *). Es wird also das Zeugniß des Orosius durch das der *Collatio episcoporum* bestätigt.

Fragen wir nun, welche Gründe Binding gegen die Angabe des Orosius vorbringt, so bestehen dieselben aus zwei Quellenstellen, die uns nicht lange aufhalten werden.

a) Gregor von Tours sagt (*Hist. II, 9*): *Ferunt etiam tunc Chlogionem . . regem Francorum fuisse, qui apud Dispargum castrum habitabat . . . Burgundiones quoque Arrianorum sectam sequentes, habitabant trans Rhodanum . . . Chlogio autem . .*

Diese Worte, von denen Binding behauptet, sie widersprüchen dem Orosius, können schon deshalb nicht in Betracht kommen, weil der um 540 geborene Bischof von Tours anerkanntermaassen ein höchst unzuverlässiger Gewährsmann für die Vorgeschichte der nichtfränkischen Germanen ist. Sie beziehen sich aber auch ausserdem, da Chlogio etwa von 428—50 regierte, jedenfalls erst auf die Zeit nach 417 oder 418, während Orosius von der vor dem letztgenannten Jahr redet.

b) Als der Frankenkönig Chlodovech 496 vom Heidenthum zum Katholicismus übergetreten war, wünschte ihm der schon erwähnte Avitus hierzu in einem Schreiben Glück, in dem er u. A. sagt (*Ep. XLI, 1*): *Solent plerique in hac eadem caussa, si pro expetenda sanitate credendi, aut sacerdotum hortatu, aut quorumcumque sodalicium suggestionem moneantur, consuetudinem generis et ritum paternae observationis opponere.*

In diesen letzten sieben Worten findet Binding eine Bezugnahme auf den burgundischen Arianismus dadurch heraus, dass er vermuthet, Gundobad habe sich vor 496 den Anforderungen des Avitus zum Katholicismus überzutreten, öfters mit den Worten widersetzt, ihn hindere die *consuetudo generis* und der

*) Dass das *redite* in Bezug auf die Person des Königs eine stilistische Ungenauigkeit enthält, kann sein. Wir erfahren nirgend woher sonst, er selbst sei ursprünglich Katholik gewesen. Indess ist immerhin auch das möglich, dass Gundobad, dessen Geburtsjahr vielleicht zwischen 430 und 440 fällt, als Katholik getauft war, und in seinem dritten oder vierten u. s. w. Lebensjahr seine Familie mit ihm zum Arianismus überging.

ritus paternae observationis; es liege also in dem Satz consuetudinem . . opponere eine „bittere Anspielung“ auf den Burgunderkönig.

Die Richtigkeit dieser Vermuthung ist von Binding nicht bewiesen, und kann von ihm um so weniger bewiesen werden, da nicht bloss Avitus unter den plerique sehr gut andere Leute als den Gundobad und bloss den Gundobad gemeint haben kann, sondern auch Gundobad selbst in der Collatio episcoporum als Grund seines Festhaltens am Arianismus bloss seinen Unglauben an die „drei Götter“ angiebt. Gesetzt aber, die „bittere Anspielung“ auf den Burgunderkönig wäre wirklich vorhanden, so würde auch daraus noch kein Schluss gegen Orosius gezogen werden können. Wenn die Burgunder auch erst um 430 zum Arianismus übergingen, so waren sie ihm um 496 doch schon 66 Jahre treu, konnten also recht wohl davon reden, sie seien nach einer consuetudo generis und einem ritus paternae observationis arianisch *). Orosius aber behauptet nicht, die Burgunder seien um 430, oder gar um 470 katholisch gewesen, sondern vor 418.

Wissenschaftlich begründet ist nur die Ansicht, dass die Burgunder vor 418 vom Heidenthum zum Katholicismus übertraten.

Um die Untersuchung nicht durch unklare Elemente zu trüben, habe ich bisher auf eine sowohl von mir wie von Andern benutzte Stelle des um 380 gebornen, also mit Orosius gleichzeitigen Griechen Socrates Scholasticus keine Rücksicht genommen. Ganz übergehen kann ich dieselbe jedoch nicht, und nehme sie daher hier anhangsweise durch.

Socrates Scholasticus, einer unserer wichtigsten Kirchenhistoriker, erzählt in dem bis 439 n. Chr. gehenden letzten Buch seiner Kirchengeschichte im Wesentlichen Folgendes (VII, 30): „Jenseits des Rheins wohnen die Burgunder: friedliebende Leute, die fast alle ihren Lebensunterhalt als Holzarbeiter (τέκτονες) verdienen. Als diese unter den Angriffen der Hunnen litten, beschlossen sie ihre Zuflucht zu dem Gott der Römer zu nehmen, und wendeten sich in einer Stadt Galliens an deren Bischof, dass er sie taufe. Dieser liess sie sieben Tage lang fasten, nahm während dieser Zeit die Grundlehren des Glaubens mit ihnen durch und taufte sie am achten (καὶ τὴν πίστιν κατηχήσας αὐτοὺς, τῇ ὁγδόῃ ἡμέρᾳ βαπτίσας ἀπέλυσε). Darauf zogen die Burgunder vertrauensvoll gegen die Hunnen und gewannen einen glänzenden Sieg über sie. Seitdem sind die Burgunder eifrige Bekenner des Christenthums. Ungefähr um diese Zeit (ὑπὸ δὲ τοῦτον τὸν χρόνον) starb auch der arianische Bischof Barbas im dreizehnten Consulat des Theodosius, im dritten Valentinians“.

*) Wenn es auf Vermuthungen ankommt, so kann man auch vermuthen, „genus“ bezeichne „die Familie Gundobads“, diese aber sei bis etwa 440 heidnisch gewesen und dann sogleich arianisch geworden, habe also eine andere religiöse Vergangenheit gehabt als die Masse des burgundischen Volks. Zu dieser Vermuthung würde das oben S. 13 Erzählte stimmen.

Die Ueberschrift des Capitels (30), in welchem Socrates diess erzählt, lautet: „Wie die Burgunder zur Zeit Theodosius des Jüngern (ἐπὶ τοῦ νέου Θεοδοσίου) Christen wurden“.

Ogleich der Bericht des Byzantiners in der Bezeichnung der Burgunder als eines friedliebenden Volks (βίον ἀπράγμονα ζῶσιν αἰ) stark an die Schilderung des Orosius anklingt, liegt ihm der spanische Schriftsteller offenbar gar nicht oder nur sehr theilweise zu Grunde; und während Socrates nach der Haltung seines Werks unter den Worten „die Burgunder wurden Christen“ nur gemeint haben kann „sie wurden Katholiken“, ist er in zeitgenössischen Kirchenfragen, die den Gegensatz zwischen Arianismus und Katholicismus betreffen, eine glaubwürdige Quelle. Seine Angabe ist ein von Orosius unabhängiges, beachtenswerthes Zeugniß dafür, dass die Burgunder vom Heidenthum zunächst nicht zum Arianerthum, sondern zum Katholicismus übergetreten sind.

Die Behauptung des Socrates, es hätten sich die Burgunder ihren Lebensunterhalt als Holzarbeiter verdient, ist unbestreitbar falsch; jedoch scheint ihr ein Körnlein Wahrheit zu Grunde zu liegen. In den — allerdings erst lange nach 418 niedergeschriebenen, aber theilweise wohl schon vor 418 entstandenen — Gesetzen der Burgunder finden sich mehrfach Bestimmungen über die Benutzung des Waldes *), und im Vergleich zu den meisten übrigen Germanen erscheinen die Burgunder schon früh als ein vorzugsweise ackerbauendes und den Künsten des Friedens ergebenes Volk. Wir stossen also hier bei Socrates auf eine den meisten Byzantinern eigene Mischung von Kenntniss und Unkenntniss der deutschen Verhältnisse: die Kenntniss betrifft in der Regel gewisse grosse Entwicklungszüge des Charakters, die Unkenntniss die grossen Entwicklungszüge des Rechts und das Detail.

Da Theodosius der Jüngere von 408 — 430 regierte, so passt die chronologische Bestimmung, die Socrates in der Ueberschrift von Cap. 30 giebt, sehr gut zu der des Orosius. Diejenige, die Socrates am Ende des Capitels giebt, widerspricht letzterer insofern als das dreizehnte Consulat des Theodosius und das dritte Valentinian's in das Jahr 430 fällt. Indess lässt sich bei der stilistischen Sorglosigkeit des Socrates, und bei der Ausdehnung die die Alten zuweilen ihren allgemein gehaltenen Zeitbestimmungen geben**), vielleicht mit Recht annehmen, das ὑπὸ δὲ τοῦτον τὸν χρόνον sei eine stilistische Uebergangsformel, die ebenso gut 2 wie 20 Jahre bedeuten könne.

*) Die Ueberschrift des Tit. XXVIII der Lex Burgundionum (bei Bouquet a. a. O. vol. IV, p. 252—282) lautet: De indulta generaliter incidendorum lignorum licentia; die des Tit. LXVII: De silvis; der Tit. XIII fängt mit den Worten an: Si quis tam Burgundio quam Romanus in silva communi exartum fecerit; in Tit. LIV ist gleichfalls die Rede von den silvis.

**) Livius XXII, 14 bezeichnet „modo“ einen Zeitraum von 25 Jahren.

Obgleich unsere Quellen ausser Socrates nie von hunnisch-burgundischen Kämpfen vor etwa 437 reden, kann man bei ihrer Lückenhaftigkeit die Möglichkeit von Schlachten zwischen Burgundern und Hunnen schon vor 417 nicht läugnen; um so weniger, da 404 „hunnische Hülfsvölker“ einen wesentlichen Bestandtheil des römischen Heeres in Italien bildeten, und 408 die Leibwache Stilichos in Bologna aus Hunnen bestand *). Es kann also Socrates, indem er die Bekehrung der Burgunder mit ihren Hunnenkämpfen in Verbindung bringt, möglicherweise etwas Wahres berichten.

Dass die ethnographischen Bestimmungen „barbarischer“ Völker bei den Byzantinern zuweilen sehr von den unsrigen abweichen, ist gewiss. Von den Griechen des sechsten Jahrhunderts z. B. wurden unter „Germanen“ nur die Franken verstanden. Es fragt sich daher sehr, ob Socrates mit dem Ausdruck „Hunnen“ denselben Begriff verbindet wie wir. Vielleicht rechnete er zu den Hunnen auch die Alanen, die im Anfange des fünften Jahrhunderts in Gallien eine grosse Rolle spielten.

Ein abschliessendes, wissenschaftlich begründetes Urtheil über den so eben besprochenen Bericht des Socrates kann man jedenfalls erst dann fällen, wenn die Ethnographie und Chronologie des letztern genauer untersucht ist als bisher.

4) Als Ergänzung des im Text Gesagten gebe ich hier folgende Uebersicht über die Verbreitung des Arianismus bei den Germanen vor etwa 530:

- a) Die Westgothen waren Arianer seit Ulfilas († 388 n. Chr.).
- b) Die Ostgothen und
- c) die Gepiden nahmen den Arianismus vermuthlich sehr bald nach den Westgothen an (Jordanis, *De Get. s. Goth. or. c. 25*).
- d) Die Vandalen waren schon vor dem Jahre 429, in dem sie nach Africa übergingen, Arianer (Mascov, *Geschichte der Teutschen*, zweite Aufl. Buch IX, Cap. 4, Anm. 2. — Papencordt, *Geschichte der vandalischen Herrschaft in Afrika*, S. 269—272).
- e) Die Burgunder wurden zwischen etwa 418 und 460 Arianer (S. oben S. 13; und die vorhergehende Anmerkung).
- f) Die Rugier waren um 460 Arianer (Rettberg a. a. O. S. 230).
- g) Die Langobarden wurden gegen Ende des fünften Jahrhunderts Arianer (Abel, Anhang zu seiner Uebersetzung des Paulus Diakonus, S. 240—48).
- h) Unter den südlichen Herulern, die etwas später als die Langobarden zum Christenthum übergetreten zu sein scheinen, gab es 530 sowohl Arianer als

*) Vgl. die Stellen bei Büнау, *Teutsche Käyser- und Reichs-Historie*, Bd. I (1728), S. 863—65; und bei Pallmann, *Geschichte der Völkerwanderung*, Bd. I, S. 248, 249. — Den Gothenführer Sarus, der 404 mit dem Hunnenführer Uldin zusammen in Italien focht, finden wir 407 in Gallien.

Katholiken, jedoch waren jene diesen an Zahl vermuthlich überlegen (Vgl. die Stellen bei Mascov a. a. O. B. XIII, C. 2; und bei Aschbach, Geschichte der Heruler und Gepiden, S. 38). Die nördlichen Heruler, die im freien heidnischen Germanien lebten, werden auch um 530 noch Heiden gewesen sein.

i) Bei den salischen Franken gab es um 496 eine oder mehrere arianische Gemeinden.

k) Von den Alanen, die ich im Text übergangen habe, weil es mir zweifelhaft ist ob sie zu den Germanen gehören oder nicht, waren um 440 die in Gallien lebenden Heiden; diejenigen, die 429 mit den Vandalen nach Africa zogen, werden früh Arianer geworden sein (Papencordt a. a. O., S. 271).

Dass es ausserdem schon früh einzelne arianische Gemeinden bei Alamannen, Sciren, Turcilingern und andern germanischen Völkern gab, ist wahrscheinlich.

5) Vgl. Papencordt a. a. O. S. 270, 275 u. s. w.

6) Binding a. a. O. S. 86.

7) Binding a. a. O. S. 90.

8) Sidonius Apollinaris, Ep. VII, 6 mit den Anmerkungen Sirmond's.

9) Dass Euarich die katholische Kirche nicht bloss in Gallien, sondern auch in Hispanien verfolgte, ergibt sich aus Lembke a. a. O. S. 133, 134, wo aber leider! keine Einzelheiten angegeben sind.

Dass Euarich trotz seines Auftretens gegen die katholische Geistlichkeit einzelne katholische Laien in angesehene weltliche Aemter einsetzte, hat bei einem so umsichtigen und staatsklugen Fürsten nichts Auffallendes.

Zur Charakteristik des grossen Westgothenkönigs gehört auch der sehr bezeichnende Umstand, dass er dem Gesandten des weströmischen Kaisers — dem Epiphanius — auf seine lateinische Anrede eine deutsche Antwort giebt, die der Dollmetsch übertragen muss. Was er sagt, verdient als älteste — und wahrlich nicht schlechte — Probe deutscher Beredtsamkeit bekannter zu sein als es ist. In der von Ennodius gegebenen lateinischen Uebersetzung lautet es (bei Mascov a. a. O. B. X, C. 26, Anm. 10): *licet pectus meum lorica vix deserat, et assidue manum orbis aeratus includat, nec non et latus muniat ferri praesidium: inveni tamen hominem, qui me armatum possit expugnare sermonibus. Fallunt qui dicunt Romanos in linguis scutum, vel spicula non habere. Norunt enim et illa quae nos miserimus verba repellere et quae a se diriguntur ad cordis penetralia destinare. Facio ergo, venerande papa, quae poscis: quia grandior est apud me legati persona, quam potentia destinantis. Accipe nunc fidem: et pro Nepote pollicere, quod servet intemeratam concordiam: quando te promisisse, iurasse est.*

Trotzdem, dass in diesen Worten ein Anflug von Künstelei und übergrosser Demuth vor dem römischen Geist herrscht, liegt in ihnen mehr Mark und natürliche Begabung als in der vorangehenden schwülstigen Rede des Epiphanius.

- 10) Gieseler a. a. O. S. 479—485.
- 11) Gregor. Tur. Hist. II, 23.
- 12) Die höchsten bürgerlichen Würden des Reichs, die in den übrigen deutschen Staaten sehr oft Römern zu Theil wurden, scheinen unter Genserich und Hunerich nur von Vandalen bekleidet zu sein (Vgl. Papencordt a. a. O. S. 221).

Genserich sprach ebenso wie Euarich, der mit ihm zusammen als Vorkämpfer des Germanenthums in religiöser Beziehung auftritt, bei Verhandlungen mit Römern nicht lateinisch, sondern — unter Vermittlung eines Dollmetsch — deutsch*).

Auf den vandalischen Münzen und in den vandalischen Edicten ist den Namen der Könige nie die latinisirende Endung *us* angehängt; man findet nur Hildirix, Geilamir u. s. w. Auf den Münzen und in den Staatsschriften, den Gesetzen der ost- und westgothischen Könige dagegen ist dem auf einen Consonanten endigenden Königsnamen stets das latinisirende *us* angefügt; man findet Athalaricus, Theodahatus, Leovigildus, Reccaredus, Gundemarus, Wittericus u. s. w.**).

Während das Religionsgespräch zu Lyon 499***) zwischen Romanen und Burgundern allem Anscheine nach von beiden Seiten lateinisch geführt ward, bedienten sich die höheren vandalischen Geistlichen bei Religionsgesprächen mit dem höhern romanischen Clerus offenbar mehr als Ein Mal des Deutschen.

Die Festigkeit, mit der die Vandalen für das Germanenthum eintraten, trug ihnen den bittersten Hass der Griechen und Römer ein; und da nur von diesen über sie geschrieben ward, so wurden sie binnen Kurzem die bestverläumdeten aller Deutschen aus der Zeit der Völkerwanderung.

*) Das lässt sich aus Victor, *De persecutione vandalica* schliessen, wo es (I, 5) heisst: *magni sacerdotes atque insignes viri memoratarum provinciarum quas diviserat Vandalis, cogitaverunt supplicandi gratia regem adire. Qui dum, ut moris est, ad Maxilitanum litus exisset . . . occurrere ausi sunt; . . . supplicantes, ut . . . Quibus ille per internuntium rabido ore respondisse fertur: Decrevi ego de nomine et genere vestro nullum dimittere, et vos audetis talia postulare? —*

Der Burgunderkönig Gundobad schrieb an Avitus lateinisch (s. Avitus, Ep. 19). Auf dem Religionsgespräch zu Lyon, 499, scheinen sowohl Gundobad wie die burgundischen Geistlichen lateinisch gesprochen zu haben, da in der *Collatio episcoporum* von einem Dollmetsch keine Rede ist.

**) Ueber die Münzen der Vandalen und Ostgothen folge ich den Werken von Friedländer (*Die Münzen der Ostgothen*, 1844. — *Die Münzen der Vandalen*, 1849); für die Münzen der Westgothen halte ich mich an Aschbach, *Geschichte der Westgothen*, S. 357—360.

Für Gunthamund findet sich auf vandalischen Münzen: Gunthamund, Cundamund, Guntha, Cuntha, Gunthamund (Gunthamundu?). — Für Thrasamund: Trasamudu, Thasamunds, Trsamuns, Thisamunds, Trhsamunds, Thrasamuds (das *s* als letzter Buchstabe kann eine Abkürzung für latinisirendes *us* sein; es kann damit zusammenhängen, dass das vandalische *d* wie *z* oder *ds* klang; es kann aber auch sein, dass die vandalische Form für mund: munds war. — Vgl. Dietrich, *Ueber die Aussprache des Gothischen*, S. 83, 84, 85).

***) Vgl. oben Anm. *).

- 13) Da ich in den von mir benutzten Werken *) nirgends eine eingehende Untersuchung über die Kirchensprache der arianischen Germanen finde, so stelle ich in dieser und der folgenden Anmerkung zusammen, was sich meines Erachtens über letztere sagen lässt.

Als Kirchensprache, d. h. als Sprache der Bibelübersetzung und der gottesdienstlichen Formeln, konnte den Germanen im fünften Jahrhundert nur entweder das Lateinische oder das Griechische oder das Deutsche dienen.

Gegen den Gebrauch des Lateinischen sprechen, was die Vandalen betrifft, drei Gründe:

a) Von dem Religionsgespräch, das 483 zu Carthago zwischen der arianischen (vandalischen) und der katholischen (romanischen) Geistlichkeit gehalten wurde, erzählt der damals lebende katholische Bischof Victor Vitensis (Vitensis nach der africanischen Stadt Vita, wo er Bischof war), in seinem Buch *De persecutione vandolica* (II, 18): „nostri Cyrilae dixerunt: Propone quod disponis. Cyrila dixit: Nescio latine. Nostri episcopi dixerunt: Semper te latine esse locutum manifesto novimus; modo excusari non debes“. Cyrila aber war, wie man aus dem Vorhergehenden und Folgenden erfährt, das Haupt der arianischen Geistlichkeit unter den Vandalen, ihr „Patriarch“; und wenn dieser öffentlich behaupten konnte, er verstehe kein Latein, so setzt eine solche Erklärung, selbst wenn sie auf Unwahrheit beruhte, jedenfalls das voraus, dass das Latein nicht Kirchensprache bei den arianischen Vandalen war.

b) Der marseiller Geistliche Gennadius erzählt in seinem um 493 geschriebenen Buch *De scriptoribus ecclesiasticis*, von einem Zeitgenossen des Cyrila, dem katholischen Bischof Eugenius von Carthago: *Altercationes quoque, quas cum Arianorum praesulibus per internuntios* (vgl. oben, S. 41, die Stelle des Victor) *habuit, conscripsit* (bei Ruinart, *Historia persecutionis vandalicae*, p. 112, 211). Da unter den praesules nur höhere Geistliche gemeint sein können, so ist diese Stelle eben so wie die vorhergehende bloss mit der Voraussetzung vereinbar, dass das Latein nicht Kirchensprache der vandalischen Arianer war.

c) In einer Schrift, die jedenfalls nicht später als um 600 n. Chr. abgefasst ist, und deren Verfasser offenbar ein hoher africanischer Geistlicher war, wird ein in Africa gehaltenes Religionsgespräch zwischen dem heil. Augustin (Bischof von Hippo im Vandalenreich, gest. 430) und dem Arianer Pascentius geschildert, in dem ersterer sagt (bei Mascoy a. a. O. B. VII, C. 40, Anm. 14): *Sin licet*

*) Massmann's Skeireins; und Krafft's Kirchengeschichte der germanischen Völker, so wie einige andere hierher gehörige Werke, kenne ich allerdings nur insoweit als ich sie bei Anderen benutzt finde. Indess ersehe ich daraus so viel, dass Massmann u. s. w., wenn sie eingehende Untersuchungen angestellt haben, jedenfalls zu ganz andern Ergebnissen gelangt sind als ich.

dicere non solum barbaris lingua sua, sed etiam Romanis, Sihora Armen, quod interpretatur, domine miserere.

Dass domine miserere die lateinische Uebersetzung der bekannten, im fünften Jahrhundert allgemein verbreiteten griechischen Gebetsformel „Kyrie eleison“ ist, braucht keines Beweises. Dass aber die dem „Kyrie eleison“ entsprechenden Worte „sihora armen“ vandalisch sind, hat man von jeher mit Recht angenommen, denn während alle andern Umstände darauf hinweisen, dass sie in Africa gebraucht wurden, ist armen entschieden deutsch („sich erbarmen“ heisst auf gothisch: arman). Wir haben also hier eine gottesdienstliche Formel vor uns, die sich nur mit der Annahme verträgt, die Kirchensprache der arianischen Vandalen sei weder das Griechische noch das Lateinische gewesen.

Dagegen, dass das Latein bei den Gothen Kirchensprache war, sprechen drei Gründe:

a) Ulfilas verfasste gleich damals als die Gothen Arianer wurden, eine Bibelübersetzung (mehrere Bibelerklärungen) und mehrere Homilien in gothischer Sprache*), d. h. er führte gleich anfangs bei den Gothen das Deutsche als Kirchensprache ein.

b) Bibelübersetzungen und Bibelerklärungen bildeten auch noch später einen offenbar reichen Zweig der gothischen Litteratur**), was sie gewiss nicht gethan haben würden, wenn die Gothen eine nichtgothische Sprache als Kirchensprache gehabt hätten.

c) Nach dem Zeugnis von Missionären wurde bei den Nachkommen der Gothen am schwarzen Meer der Gottesdienst im neunten Jahrhundert in deutscher Sprache gefeiert***), was Fortsetzung eines alten Brauchs gewesen sein wird.

*) Vgl. Waitz, Ueber das Leben und die Lehre des Ulfila, S. 14, 51, 54, 55. — Tractatus sind Homilien.

**) Vgl. Gabelentz und Löbe, Ulfilas, vol. I, p. XIV—XXVI; vol. II, p. prior, p. V; vol. post., p. 6.

Der berühmte Abt Walafrid (gest. 849) schreibt De reb. eccles. p. 181 (bei Mascov a. a. O. B. VII, C. 40, Anm. 13): Gothi . . cum eo tempore, quo ad fidem Christi, licet non recto itinere perducti sunt, in Graecorum provinciis commorantes, nostrum, id est, theoticum sermonem habuerint, et, ut historiae testantur, postmodum studiosi illius gentis, divinos libros in suae locutionis proprietatem transtulerint, quorum adhuc monumenta apud nonnullos habentur. Et fidelium patrum relatione didicimus, apud quasdam Scytharum gentes, maxime Tomitanos, eadem locutione divina hactenus celebrari officia.

In den Werken des 420 gestorbenen Hieronymus findet sich ein Schreiben desselben vom Jahr 403 an zwei gothische (vermuthlich allerdings katholische) Geistliche, worin es heisst (bei Mascov a. a. O. B. VII, Cap. 40, Anm. 12): Qnaeritis a me . . ut . . in opere psalterii iuxta digestionem schedulae vestrae, ubicumque inter Latinos Graecosque contentio est, quid magis Hebraeis conveniat, significem.

***) S. Walafrid in der eben citirten Stelle.

Dafür, dass das Deutsche als Kirchensprache auch bei den als Söldnern oder sonst in Griechenland lebenden arianischen Germanen üblich war, spricht eine eigenthümliche Erzählung des schon erwähnten Victor Vitensis.

Wie er (De pers. vand. II, 2) angiebt, wurde im Jahr 479 den carthagischen Katholiken amtlich verkündet: „Kaiser Zeno und die Kaiserin-Wittwe Placidia haben unsern König Hunerich gebeten, ut ecclesia Carthagini religionis nostrae proprium episcopum habeat. Hoc fieri praecepit; atque eis rescripsit, vel legatis ab eis directis dici iussit, ut sicut petierunt, vobis episcopum quem volueritis ordinetis: sub eo tenore, ut nostrae religionis episcopi, qui apud Constantinopolim sunt, et per alias provincias Orientis, ex eius praecepto liberum arbitrium habeant in ecclesiis suis, quibus voluerint linguis, populo tractare, et legem christianam colere: quemadmodum vos hic, vel in aliis ecclesiis, quae in provinciis africanis constitutae sunt, liberum arbitrium habebitis, in ecclesiis vestris Missas agere, vel tractare, et quae legis vestrae sunt, quemadmodum vultis, facere“.

Obschon diese Stelle nicht ganz so ausführlich und klar lautet wie zu wünschen wäre, geht doch aus ihr mit ziemlicher Sicherheit hervor:

- a) Dass die arianischen Germanen die Messe als Bestandtheil des Gottesdienstes verwarfen;
- b) dass die arianischen Germanen im Orient weder das Griechische noch das Lateinische als Kirchensprache gebrauchten (für die Benutzung dieser beiden Sprachen als Kirchensprachen hätten sie keiner besondern Erlaubniss bedurft);
- c) dass die gegenseitigen Zugeständnisse Hunerichs und Zenos hauptsächlich die waren: Hunerich erlaubt den africanischen Katholiken Bischofswahlen und Messehalten; Zeno erlaubt den arianischen Germanen im byzantinischen Reich sich beim Gottesdienst ihrer verschiedenen Muttersprachen zu bedienen*).

Die bisher angegebenen Gründe sind meines Wissens die einzigen, die dafür vorgebracht werden können, dass die Kirchensprache der arianischen Germanen deutsch war. Dass sie Vieles zu wünschen übrig lassen, liegt auf der Hand. Indess kann man, auf sie gestützt, den Satz, dass weder das Lateinische noch das Griechische die Kirchensprache der arianischen Germanen war, immerhin als erwiesen betrachten.

- 14) Meine Ansicht über die Kirchensprache bei den arianischen Germanen, die ich im Text nur kurz angeben konnte, ist, ausführlicher gefasst, die: „Theoretisch galt bei unsern arianischen Vorfahren der Satz, die Muttersprache eines Stammes

*) Ueber die Hindernisse, die Justinian 536 der Ausübung des arianischen Gottesdienstes bei den germanischen Söldnern seines Heeres in den Weg legte, s. Procop. B. vand. II, 14.

Die Unterschiede zwischen dem arianisch-germanischen und dem katholisch-romanischen Gottesdienst waren im fünften Jahrhundert offenbar viel bedeutender und zahlreicher als man gewöhnlich annimmt. Nach Gregor. Hist. III, 31 war es bei den Arianern Sitte, dass die Könige das Abendmal aus einem andern Kelch genossen als das andere Volk.

müsse auch dessen Kirchensprache sein; practisch modificirte sich diese Theorie für die Ostgothen, Westgothen und Gepiden, deren verschiedene Mundarten einander nahe standen, vielleicht (aber auch nur vielleicht) dahin, dass sie alle drei eine und dieselbe Mundart oder Sprache — die wir die gothische nennen können — als Kirchensprache besaßen; von den Vandalen, Burgundern, Herulern, Sueven und Langobarden dagegen ist es gewiss, dass jeder dieser Stämme nur seinen eigenen ihm eigenthümlichen Dialect als Kirchensprache benutzte; von den Rugiern, denen wir noch die Sciren hinzufügen können, ist es wahrscheinlich, dass bei ihnen das Gothische nicht Kirchensprache war“.

Da die eben dargelegte Ansicht meines Wissens noch von Niemanden aufgestellt ist, so will ich meine Gründe für sie im Folgenden entwickeln, nachdem ich vorausgeschickt habe, dass ich Versehen im Einzelnen um so weniger werde vermeiden können, da ich auf dem Gebiet deutscher Sprachforschung Laie bin. Einen Irrthum im Ganzen wird man mir hoffentlich nicht nachweisen können.

A. Die gothische Völkergruppe bei den Byzantinern des sechsten Jahrhunderts n. Chr.

Der im sechsten Jahrhundert n. Chr. lebende griechische Schriftsteller Procop sagt (B. vand. I, 2): *Γοτθικά ἔθνη πολλὰ μὲν καὶ ἄλλα πρότερόν τε ἦν καὶ τανῦν ἐστι, τὰ δὲ δὴ πάντων μέγιστα τε καὶ ἀξιολογώτατα Γότθοι *)* τέ εἰσι καὶ Βανδίλοι καὶ Οὐισίγοτθοι καὶ Γήπαιδες. πάλαι μέντοι Σαυρομάται καὶ Μελάγχλαινοι ὠνομάζοντο. εἰσὶ δὲ οἱ καὶ Γετικά ἔθνη ταῦτ' ἐκάλουν. οὗτοι ἅπαντες ὀνόμασι μὲν ἀλλήλων διαφέρουσιν, ὥσπερ εἴρηται, ἄλλω δὲ τῶν πάντων οὐδενὶ διαλλάσσουσι. λευκοὶ γὰρ ἅπαντες τὰ σώματά τε εἰσι καὶ τὰς κόμας ξανθοὶ, εὐμήκεις τε καὶ ἀγαθοὶ τὰς ὄψεις, καὶ νόμοις μὲν τοῖς αὐτοῖς χρῶνται, ὁμοίως δὲ τὰ ἐς τὸν θεὸν αὐτοῖς ἡσκηται. τῆς γὰρ Ἀρείου δόξης εἰσὶν ἅπαντες, φωνή τε αὐτοῖς ἐστι μία, Γοτθικὴ λεγομένη, καὶ μοι δοκοῦν ἐξ ἐνὸς μὲν εἶναι ἅπαντες τὸ παλαιὸν ἔθνος, ὀνόμασι δὲ ὕστερον τῶν ἐκάστοις ἡγησαμένων διακεκρίσθαι. οὗτος ὁ λεὼς ὑπὲρ ποταμὸν Ἰστρον ἐκ παλαιοῦ ὥκουν.

Anderswo (B. goth. I, 2) giebt Procop an: *Σκίρρους τε καὶ Ἀλανοὺς καὶ ἄλλα ἅττα Γοτθικά ἔθνη ἐς ξυμμαχίαν ἐπαγαγόμενοι.* An einer dritten Stelle (B. vand. I, 3): *Ἀλανοὺς ἐταιρισάμενοι, Γοτθικὸν ἔθνος.* An einer vierten (B. goth. III, 2): *οἱ δὲ Ῥογοὶ οὗτοι ἔθνος μὲν εἰσι Γοτθικόν.* An einer fünften (B. goth. IV, 5): *οἱ τετραξίται καλούμενοι Γότθοι τὸ παλαιὸν ὄκνητο, ὃν ἐπεμνήσθην ἀρτίως, πολλῶ δὲ ἄποθεν Γότθοι **)* τε καὶ Οὐισίγοτθοι καὶ Βανδίλοι καὶ τὰ ἄλλα Γοτθικά γένη ξύμπαντα ἴδρυντο. οἱ δὲ καὶ Σκύθαι ἐν τοῖς ἄνω χρόνοις ἐπεκαλοῦντο, ἐπεὶ πάντα

*) Unter *Γότθοι* sind hier die Ostgothen zu verstehen, die sich auch andern Anzeichen zufolge öfter einfach „Gothen“ nannten, ähnlich wie sich heut zu Tage die Bürger der Vereinigten Staaten gern einfach Amerikaner nennen.

**) S. die vorhergehende Anmerkung.

τὰ ἔθνη, ἅπερ τὰ ἐκείνη χωρία εἶχον, Σκυθικά μὲν ἐπὶ κοινῆς ὀνομάζεται, ἔνιοι δὲ αὐτῶν Σαυρομάται ἢ Μελάγχλαινοι, ἢ ἄλλο τι ἐπεκαλοῦντο.

Ein Gesammtergebniss dieser Stellen ist, dass es nach Procop's Ansicht eine „gothische Völkergruppe“ gab, deren einzelne Zweige aus den Ostgothen, Westgothen, Gepiden, Vandalen, Rugiern, Sciren, Alanen und offenbar noch mehreren andern Stämmen bestanden, und deren Mitglieder sämmtlich einerlei Körperbeschaffenheit, einerlei Gesetz und einerlei Sprache — die gothische — besaßen.

Ist diese Ansicht richtig, so ist meine oben entwickelte Ansicht über die Kirchensprache der arianischen Germanen in der Hauptsache falsch. Es fragt sich daher zunächst, welche Gründe lassen sich für, welche gegen Procop's Ansicht vorbringen.

Für sie spricht der Umstand, dass Procop im Gefolge Belisar's — allerdings nicht als Soldat, sondern als Rechtsgelehrter — den vandalischen Krieg in Africa und den gothischen in Italien mitgemacht hat; dass er daneben in Griechenland selbst und im persischen Krieg, wo er den Belisar gleichfalls begleitete, Gelegenheit genug gehabt hat, Deutsche aller möglichen Stämme zu sehen, und dass seine Angaben ihm keineswegs als bloss heiläufige Bemerkungen aus der Feder entschlüpfen. Er flicht sie in die dem vandalischen und dem gothischen Krieg gewidmeten Bücher seines Werks ein. Diese an sich gewichtigen Gründe zu Gunsten Procop's werden dadurch verstärkt, dass der um 536 geborne griechische Geschichtsschreiber Agathias in seinem sehr oft von Gothen, Alamannen, Franken und andern deutschen Stämmen handelnden Geschichtswerk die Burgunder ein gothisches Volk nennt (Hist. I, 2: Βουργουζιῶνων . . γένος δὲ τοῦτο Γοτθικόν), also ebenso wie Procop an eine weitverzweigte gothische Völkergruppe glaubt. Fügt man diesen Aeusserungen des Agathias und Procop noch einige andere später zu erörternde Stellen beider Schriftsteller hinzu, so ergibt sich, dass ihre ethnographische Auffassung der europäischen Barbarenwelt keineswegs etwas ihnen persönlich Eigenthümliches war, sondern eine bei den byzantinischen Gelehrten des sechsten Jahrhunderts überhaupt herrschende Meinung. Es stützen sich also diejenigen Gelehrten, die sich der procopischen Ansicht mehr oder weniger eng anschliessen, auf einen Gewährsmann, dessen Zeugniß hoch anzuschlagen ist.

Für unfehlbar indess kann es nicht gelten, und als Gründe gegen Procop's Meinung führe ich vorläufig Folgendes an:

a) Während die Franken bekanntlich nur ein einzelner Zweig oder Stamm des germanischen Volks waren, gebraucht Procop nicht bloss den Ausdruck Germanen wiederholt (B. goth. I, 12, 13; II, 25, 28; III, 33) als gleichbedeutend mit Franken, sondern er sagt auch ausdrücklich: die Germanen heissen jetzt Franken, die Franken hiessen früher Germanen, die Rheinmündungen sind die Heimath der Germanen (B. vand. I, 3: Βανδίλοι . . ἐς Γερμανούς τε, οἱ νῦν Φράγγοι καλοῦνται,

καὶ ποταμὸν Ῥῆνον ἐχώρουν. B. goth I, 11: Φράγγων . . οἱ δὲ Φράγγοι οὗτοι Γερμανοὶ μὲν τὸ παλαιὸν ὠνομάζοντο . . . 12: Ῥῆνος δὲ ἐς τὸν ὠκεανὸν τὰς ἐκβολὰς ποιεῖται. λίμναι τε ἐνταῦθα, οὓς δὴ Γερμανοὶ τὸ παλαιὸν ὤκνητο, βάρβαρον ἔθνος, οὐ πολλοῦ λόγου τὸ κατ' ἀρχὰς ἄξιον, οἱ νῦν Φράγγοι καλοῦνται). Und ebenso wie Procop drückt sich auch Agathias über Franken und Germanen aus, denn er sagt (Hist. I, 2): τὸ γένος τῶν Φράγγων. εἶεν δ' ἂν οὗτοι οἱ πάλαι ὀνομαζόμενοι Γερμανοί. δῆλον δέ · ἀμφὶ Ῥῆνον γὰρ ποταμὸν οἰκοῦσι καὶ τὴν ταύτην ἡπειρον. Es war also den Byzantinern des sechsten Jahrhunderts der Begriff einer germanischen Welt, in der Franken, Gothen, Alamannen u. s. w. Zweige Eines Volkes sind, vollkommen fremd.

Während Gothen, Vandalen, Gepiden u. s. w. von der neueren Wissenschaft mit Recht als germanische Völker aufgefasst werden, deutet Procop nirgends an, sie seien Germanen. Agathias redet gleichfalls öfter von den Gothen ohne ihren germanischen Charakter zu erwähnen. Es erklärt ausserdem Procop ausdrücklich, die Völker der gothischen Völkergruppe seien früher Scythen, Sauromaten, Melanchlänen genannt worden, während Scythen, Sauromaten, Melanchlänen nachweislich keine Germanen gewesen sind. Und während die Alanen von ihm zweimal zur gothischen Völkergruppe gezählt werden, erklären auch von diesen neuere Forscher entschieden, sie seien kein germanischer Stamm*). Hat sich aber die byzantinische Auffassung so über die europäischen Barbaren geirrt, dass sie Scythen und Burgunder in Einen Topf wirft, indess sie Vandalen und Franken ethnographisch aus einander reisst, so können wir ihr auch nicht ein endgültiges, ja kaum ein beachtungswerthes Urtheil über die Verwandtschaftsverhältnisse der einzelnen germanischen Stämme untereinander zugestehen.

b) Wenn wir dem Procop und Agathias Glauben schenken, so bestand die „gothische Völkergruppe“ aus den Ostgothen, Westgothen, Gepiden, Vandalen, Burgundern, Rugiern, Sciren, Alanen und noch einigen andern Stämmen, also aus mindestens acht Völkern, deren Sitze vom schwarzen Meer bis an den atlantischen Ocean, von der Loire und den Alpen bis an die Sahara gingen, deren Gesamtbevölkerung sich auf mehrere Millionen belaufen haben muss, und lange Menschenalter hindurch in mindestens acht von einander unabhängige Staaten zerfiel; jeder Stamm bildete an hundert, zweihundert und mehr Jahre einen Staat für sich. Dass aber acht so gespaltene Völker sämmtlich beständig einerlei Gesetz gehabt haben sollen, widerspricht allen Gesetzen menschlicher Entwicklung; es widerspricht bestimmten einzelnen Thatfachen, die wir zum Theil durch Procop selbst erfahren (vgl. z. B. B. vand. I, 7; goth. III, 2). Es hat sich also der Byzantiner,

*) Darüber, ob die Alanen zu den Sarmaten oder zu den Germanen gehörten, habe ich kein festes Urtheil. Waren sie Sarmaten, so zählte Procop sie von seinem Standpunkt aus mit Recht zu der gothischen Völkergruppe.

obgleich er Rechtsgelehrter war (Papencordt a. a. O. S. 419), betreffs der Gesetze der gothischen Völkergruppe entweder geirrt oder ungenau ausgedrückt. Vielleicht, dass wenn er seine eigenen innersten Gedanken richtig zu lesen verstanden hätte, er so geschrieben haben würde: „obgleich die Gesetze der Ostgothen, Westgothen, Gepiden, Vandalen u. s. w. im Einzelnen von einander abweichen, stimmen sie in wichtigen Grundzügen überein, und können im Gegensatz zu den römischen Gesetzen als eine von diesen ganz verschiedene Einheit aufgefasst werden“.

Schreibt aber Procop seiner gothischen Völkergruppe mit Unrecht einerlei Recht zu, so kann er ihr auch mit Unrecht einerlei Sprache zuschreiben.

c) Wenn Procop sagt, alle Mitglieder seiner gothischen Völkergruppe seien hoch von Statur u. s. w. (B. vand. I, 2: λευκοὶ γὰρ ἅπαντες τὰ σώματά τε εἰσι καὶ τὰς κόμας ξανθοὶ, εὐμήκεις τε καὶ ἀγαθοὶ τὰς ὄψεις), so läugnet er damit natürlich nicht, dass es einzelne unter ihnen giebt, die mittlerer und kleiner Statur u. s. w. sind (der Vandalenkönig Genseric war nach Jordanis a. a. O. c. 33 *statura mediocris*. Der Bruder des Herulerkönigs Rudolf wurde nach Paulus Diac. De g. Lang. I, 20 wegen seiner Kleinheit verspottet). Er gebraucht, wie das in ähnlichen Fällen Hunderte von Schriftstellern thun, ein glattes, volltönendes „alle“ statt eines eckigen und nüchternen „durchschnittlich, gewöhnlich, regelmässig, meistens“, oder wie sonst die Ausdrücke lauten, die der Gelehrte „präcis“, der Gebildete, wenn sie ihm zu oft in den Weg kommen, „pedantisch“ nennt.

Hat aber Procop bei seiner Schilderung des Körperbau's keine Rücksicht auf die Ausnahmen genommen, sondern die durchgehenden Erscheinungen als die allein vorhandenen bezeichnet, so wird er bei seiner Angabe über die Sprache wohl ebenso verfahren sein; er wird das Uebereinstimmende in der *φωνή* der Ostgothen, Vandalen u. s. w. hervorgehoben haben, ohne sich um die dialectischen Verschiedenheiten zu kümmern. Vielleicht, dass er trotz seines Aufenthalts im belisarischen Lager vom Germanischen nicht mehr verstand als weiland König Hieronymus und mancher in Deutschland befehlende napoleonische General vom Deutschen.

d) Wenn Procop von der Sprache der Gepiden, Vandalen u. s. w. sagt, sie heisse die gothische, so kann er damit meinen, sie werde so von den Gepiden, Vandalen u. s. w. genannt; er kann aber auch meinen, sie heisse so bei den Griechen; und wenn letztere ihr den Namen „gothisch“ gegeben haben, so beweist das nur ihre völlige Unkenntniss der germanischen Welt. Hätten sie gewusst, das Uebereinstimmende in der Sprache der Gepiden, Vandalen, Sciren u. s. w. stamme aus der Gemeinsamkeit ihres Germanenthums, so hätten sie, so hätte mit ihnen auch Procop bei präciser Fassung seiner Gedanken gesagt: „obgleich die Sprachen der Ostgothen, Westgothen, Vandalen, Sciren u. s. w. im Einzelnen von einander abweichen, sind sie doch nur verschiedene Mundarten des Germanischen,

und können insofern im Gegensatz zum Griechischen und Lateinischen als eine Einheit betrachtet werden, die, wenn man ihr einen bestimmten Namen geben will, als die germanische Sprache bezeichnet werden muss“.

Weitere Gründe gegen die Annahme, dass Procop's *φωνή τε αὐτοῖς ἐστὶ μία* buchstäblich genau zu verstehen sei, werden sich später finden.

B. Die gothische Völkergruppe bei Jordanis, und nach den Ansichten der Gothen selbst.

Der lateinische Schriftsteller Jordanis war ein Zeitgenosse Procop's. Er verfasste sein Buch *De Getarum sive Gothorum origine et rebus gestis* bald nach dem Jahre 552. Von Geburt ein Germane, und mit dem ostgothischen Königshause weitläufig verwandt, stammt er nach seinem eignen Ausdruck gleichsam von den Gothen ab (c. 50, 60); und dieser Stellung gemäss, theilt er in dem, was er über die Verwandtschaft der einzelnen deutschen Stämme unter einander theils aussagt, theils errathen lässt, offenbar weniger seine individuelle Meinung als die Ansicht der Ostgothen überhaupt mit *).

In ihm nun lesen wir c. 25: *Vesegothae a Valente imperatore Ariani potius quam Christiani effecti. De cetero tam Ostrogothis quam Gepidis, parentibus suis, pro affectionis gratia evangelizantes, huius perfidiae culturam edocentes, omnem ubique huius linguae nationem ad culturam huius sectae invitavere (incitavere?).* Er stellt also Ostgothen, Westgothen und Gepiden als nahe verwandt zusammen, und scheint in den allerdings unklaren Worten *omnem ubique huius linguae nationem* ausdrücken zu wollen, dass die „ganze Nation huius linguae“ nur aus den Ostgothen, Westgothen und Gepiden besteht, die — was das *ubique* andeuten zu sollen scheint — nicht bloss in dem eigentlichen Westgothen- und Ostgothenreich, sondern auch noch in verschiedenen anderen Gegenden als Ansiedler oder Söldner zerstreut leben **).

In Cap. 17 seines Werks sagt Jordanis: *ditatus Geta recessit ad propria. Quem Gepidarum cernens natio . . . ditatum . . . arma in parentes movit. Quomodo vero Getae Gepidaeque sint parentes si quaeris, paucis absolvam. Meminisse debes, me initio de Scandzae insulae gremio Gothos dixisse egressos cum Berich suo rege, tribus tantum navibus vectos ad citerioris Oceani ripam. Quarum trium una navis, ut assolet, tardius vecta, nomen genti fertur dedisse;*

*) Den Ausdruck *lingua* gebraucht Jordanis noch in folgenden Verbindungen: *lingua scythica* (c. 6); *lingua gothica* (c. 9); Maximinus (der nachherige Kaiser) . . . *semibarbarus* . . . *patria lingua petit* (c. 15); *Gepidae . . . nam lingua eorum pigra Gepanta dicitur* (c. 17). — Den Ausdruck *natio* gebraucht Jordanis zuweilen für Volk, zuweilen für Stamm. Er sagt z. B. c. 17: *Gepidarum natio*.

**) Cap. 51 sagt Jordanis: *Erant siquidem et alii Gothi, qui dicuntur minores, populus immensus* — indess kann er diese Gothen nach c. 14, 17, 25 und nach dem was er c. 51 über Ulfilas bemerkt, nur als einen Zweig der Westgothen betrachtet haben.

nam lingua eorum pigra Gepanta dicitur. Hinc factum est, ut paulatim et corrupte nomen eis ex convicio nasceretur, Gepidae. Nam sine dubio ex Gothorum prosapia ducunt originem; sed quia, ut dixi, Gepanta pigrum aliquid tardumque signat, pro gravi tunc convicio Gepidarum nomen exortum est, quod nec ipsum credo falsissimum. Sunt enim tardioris ingenii et graviores corporum velocitate . . . Ergo, ut dicebamus, Gepidarum rex Fastida, quietam gentem excitans, patrios fines per arma dilatavit. Nam Burgundiones paene usque ad internecionem delevit, aliasque nonnullas gentes perdomuit. Gothos quoque male provocans, consanguinitatis foedus prius importuna concertatione violavit . . . missis legatis ad Ostrogotham, cuius adhuc imperio tam Ostrogothae quam Vesegothae, id est utrique eiusdem gentis populi, subiacebant, inclusum se montium queritans asperitate, silvarumque densitate constrictum, unum poscens e duobus, ut aut bellum sibi aut locorum suorum spatia praepararet. Tunc Ostrogotha, rex Gothorum . . . respondit legatis, bellum se quidem tale horrere, durumque fore et omnino scelestum armis configere cum propinquis, loca vero non cedere. Quid multa? Gepidae in bella irruunt, contra quos . . . movit et Ostrogotha procinctum, conveniuntque ad oppidum Galtis . . . ibique magna partium virtute certatum est, quippe quos in se et armorum et pugnandi similitudo commoverat.

In dieser Stelle ist die Verwandtschaft der Gepiden mit den Gothen in den mannigfachsten Wendungen so wiederholt hervorgehoben, dass es keinem Zweifel unterliegen kann, nach der Ansicht der Gothen selbst seien Ostgothen, Westgothen und Gepiden gleichsam Brüder zu einander gewesen; nicht minder deutlich aber tritt an den Worten des Jordanis, wenn man sie genauer ansieht, zu Tage, dass sich die gothische Völkergruppe nach den Begriffen der Gothen selbst auf Ostgothen, Westgothen und Gepiden beschränkte.

Erstens nämlich erzählt Jordanis den Kampf der Gepiden gegen die Burgunder ohne den mindesten Hinweis darauf, dass derselbe ebenso wie der gegen die Gothen eine Art Bruderkrieg gewesen sei.

Sodann — und das ist noch wichtiger — heisst es in Jordanis, die Gothen seien aus Scandza auf drei Schiffen ausgezogen *); im dritten und letzten hätten die Gepiden (d. h. die Stammväter der nachher so zahlreichen Gepiden) gesessen; wer im ersten und zweiten sass, ist zwar nicht ausdrücklich angegeben, es können aber in der von Jordanis mitgetheilten gothischen Tradition als Mannschaft des einen nur die Ostgothen, des andern nur die Westgothen gedacht sein. Es hat

*) Die Worte, auf die Jordanis c. 17 zurückverweist, lauten in c. 4: Ex hac igitur Scandza insula quasi officina gentium aut certe velut vagina nationum cum rege suo Berig Gothi quondam memorantur egressi: qui ut primum e navibus exeuntes terras attigere . . .

Dass hier nicht von drei Schiffen, sondern nur von Schiffen die Rede ist, macht für unsere Untersuchung nichts aus.

also auch die gothische Tradition stillschweigend die Burgunder, Vandalen, Franken und anderen uns bekannten germanischen Stämme von der Brüderschaft mit Ostgothen, Westgothen und Gepiden ausgeschlossen. Sie hat sich dieselben höchstens als Vettern der gothischen Völkergruppe gedacht.

Durch das bisher Angeführte scheint mir der Satz, dass die Ostgothen, Westgothen und Gepiden den Begriff einer näheren Verwandtschaft mit andern Germanen nicht kannten, vollständig erwiesen. Ehe ich indess aus ihm einen Schluss ziehe, will ich ihn noch weiter zu begründen suchen. Auf einem so dunkeln Gebiet kann ein Uebermaass von Beweisen wenigstens nicht schaden.

Jordanis nennt als Bewohner der Insel Scandza, die nach ihm die Urheimath der Gothen war, c. 3: die gens Adogit, die gentes Rerefennae, die gens Suehans, die Theutes (oder Theusthes, oder Themites), Vagoth, Bergio, Hallin, Liothida, Athelnil, Finnaithae, Fervir, Gautigoth, die mixti Evagerae Othingis, die Ostrogothae, Raumariciae, Ragnaricii, Vinovilothe, Suetidi, Heruli, Grannii, Augandziae, Unixi, Ethelrugi, Ariochi, Ranii — Summa Summarum 26 Völker. Von all diesen 26 aber treten in der Geschichte der deutschen Völkerwanderung nur zwei oder drei auf: die Ostgothen, die — wie aus dem Folgenden erhellt — hier als Vertreter des noch nicht in Ostgothen, Westgothen und Gepiden getrennten gothischen Volkes erscheinen, die Heruler und vielleicht auch die Rugier *). Es fehlen in jenen 26 die Vandalen, Burgunder, Sciren, Turcilinger, Sueven, Alamannen, Franken u. s. w. u. s. w. — mit Einem Wort, die Gothen, Heruler und etwa noch die Rugier abgerechnet, sämmtliche in der Völkerwanderung auftretende germanische Stämme. Das aber heisst, wenn man die gothische Tradition aus sich selbst auslegt: die Gothen hatten im sechsten Jahrhundert n. Chr. das Bewusstsein ihrer germanischen Urverwandtschaft mit den Vandalen, Burgundern, überhaupt mit allen Germanen — ausgenommen etwa die Heruler und Rugier — verloren.

Stellen wir ferner die Angaben des Jordanis über die Burgunder zusammen, so erzählt er uns von diesen zwar mancherlei, unter Anderm auch, dass sie Kriege mit Gothen geführt haben, aber niemals sagt er, sie seien mit diesen verwandt; niemals deutet er dergleichen auch nur mit einem leisen Fingerzeig an.

Von den Vandalen sodann und von deren Kämpfen mit den Gothen, redet Jordanis noch öfter als von den Burgundern; aber auch bei ihnen gedenkt er nie einer Verwandtschaft mit den Gothen, bezeichnet er ihre Kriege mit letzteren nie als eine Art Bürgerkrieg. Wenn er daneben c. 4 erzählt, nach ihrem Auszug aus der Insel Scandza hätten die Gothen zuerst die an der Küste des Oceans lebenden Ulmerugi und darauf, als deren im Binnenland lebende Nachbarn, die Vandalen besiegt, so liegt darin ausgesprochen, die Vandalen hätten zur Zeit als

*) Er nennt Ethelrugi als Bewohner Scandza's; c. 4 Ulmerugi als Bewohner des Festlands.

Ost- und Westgothen und Gepiden aus Scandza aufbrachen, nicht in Scandza gelebt, wären nicht mit der gothischen Völkergruppe gezogen, hätten überhaupt nach der Auffassung der Gothen selbst nicht zu ihr gehört.

Ebenso wie von den Vandalen und Burgundern redet Jordanis auch von den Sciren, Turcilingern, Sueven, Franken, ohne durch ein klares Wort oder eine wärmere Färbung der Rede anzudeuten, sie seien den Gothen verwandt.

Von den Herulern (und Rugiern) sagt er allerdings, sie hätten in Scandza gelebt; dass sie aber darum mit den Gothen verwandt seien, erwähnt er nirgends, obgleich er c. 23 und 46 (54, 57) Kämpfe zwischen ihnen und den Gothen erzählt.

Er hebt mit Einem Wort in seinem ganzen Werk von Verwandtschaften der Völker unter einander nur die der Gepiden, Ost- und Westgothen hervor, diese aber mehrfach und mit starker Betonung. Dieser Umstand aber weist, von welcher Seite her man ihn auch auffasse, immer wieder darauf hin, dass die Ostgothen, Westgothen und Gepiden sich unter einander eng verwandt glaubten, den übrigen Germanen sich fern hielten. Was aber mag sie zu dieser Ausscheidung aus dem Bewusstsein des Germanenthums bewogen haben?

Die Religion? Gewiss nicht, denn den Arianismus theilten mit den drei gothischen Völkern auch die Vandalen, Burgunder u. s. w. Der Körperbau? Ebenso wenig, denn den hohen Wuchs, das blonde Haar, die Bläue der Augen und die weisse Haut hatte der Gepide mit dem Burgunder eben so gemein wie mit dem Westgothen. Wohl aber hat bei fast allen Völkern von je die Sprache als der natürliche Gradmesser nationaler Verwandtschaft gegolten; der Ausdruck *lingua* ist im Mittelalter als gleichbedeutend mit *Nation* gebraucht; in demselben Sinne hat ihn dem Wesen nach schon Jordanis selbst in dem früher angeführten Satz: *omnem huius linguae nationem* angewandt. Es bleibt also kaum etwas Anderes übrig als zu glauben, die Ostgothen, Westgothen und Gepiden hätten sich deshalb für verwandt gehalten, weil in ihren verschiedenen Dialecten trotz mancher Abweichungen im Einzelnen doch im Ganzen das Gemeinsame überwog und offen zu Tage lag; sie hätten sich mit den Burgundern, Vandalen u. s. w. nicht verwandt gefühlt, weil ihnen deren Mundarten den Eindruck des Fremdartigen weckten, ihnen erst durch mühsames Erlernen verständlich wurden *).

*) Ob Jordanis als Dollmetsch der Gothengefühle die Gothen direct für ein ungermanisches Volk hielt, ist eine Frage, auf die ich weder Ja noch Nein zu antworten weiss. Während er Germanien von Scythien ganz bestimmt geographisch trennt, während er den Ausdruck *germanicae nationes* gebraucht (c. 36), sagt er nie von den Gothen, sie seien ein germanisches Volk. Er verlegt ihre Sitze nie mit einem unanfechtbar klaren Wort nach Germanien, er lässt sie (abgesehen von Scandza, Gallien, Hispanien, Italien und dem Zuge aus Scandza nach Scythien) stets nur in Scythien verweilen; und wenn er c. 11 sagt, zur Zeit Syllas *Gothi Germanorum terras, quas nunc Franci obtinent, depopulati sunt*, so erinnert das an

C. Gothische Völkergruppe und gothische Bibelübersetzung.

In früherer Zeit schenkte man der vorhin besprochenen Ansicht der Byzantiner über die gothische Völkergruppe unbedingten, buchstäblichen Glauben; daneben war man überzeugt, es habe nie eine andere gothische Bibelübersetzung gegeben, als die des Ulfilas, und auf diese beiden Voraussetzungen gründete man den Satz, die Sprache der Bibelübersetzung sei bei allen arianischen Germanen (auch bei den Langobarden) das Gothische gewesen.

Lassen wir von diesen beiden Voraussetzungen die erste vorläufig auf sich beruhen, und fragen wir wie es mit der zweiten steht, so fehlt es zunächst an jedem Quellenzeugniss dafür, dass die Bibelübersetzung des Ulfilas die einzige bei den Gothen von ungefähr 360 bis 555 (Untergang des Ostgothenreichs), respective 586 (Uebertritt der Westgothen zum Katholicismus) vorhandene war, während man doch kaum glauben kann, während dieser zweihundert Jahre hätten bei den Gothen Sprache und theologische Betriebsamkeit so weit still gestanden, dass das Bedürfniss einer neuen Bibelübersetzung nie in ihnen erwacht wäre.

Sodann erzählt der gelehrte Abt Walafrid (s. oben S. 43), es hätten bei den Gothen die *studiosi illius gentis* die Bibel übersetzt; er behauptet also, während er den Ulfilas nicht einmal nennt, es habe mehrere gothische Bibelübersetzungen gegeben. Dass er Gründe zu dieser Behauptung hatte, scheint aus der ganzen Haltung seiner Erzählung hervorzugehen, und wird vollkommen durch das bestätigt, was Gabelentz und Löbe in ihren Prolegomenen zum Ulfilas (Ulfilas, vol. I, p. XIV—XXV) über die uns erhaltenen gothischen Handschriften angeben. Wenn sich in zweien derselben eine Uebersetzung eines und desselben Buchs oder Bruchstücks aus der Bibel findet, so weicht die Uebersetzung der einen Handschrift bedeutend von der der andern ab. Es kann also die Uebersetzung des Ulfilas unmöglich die einzige bei den Gothen übliche gewesen sein.

Unter diesen Umständen ist die eine der beiden Voraussetzungen, auf die man die Behauptung gebaut hat, das Gothische sei die bei allen arianischen Germanen

die byzantinische Angabe, die Franken hätten früher Germanen geheissen, die Germanen würden jetzt Franken genannt.

Unsere Hauptquellen für die germanische Welt des sechsten Jahrhunderts n. Chr. sind: die Byzantiner, die eine germanische Welt im Sinn der jetzigen Wissenschaft nicht kennen; Jordanis, von dem es mindestens zweifelhaft ist, ob er sie kennt; und der um 540 geborene Gregor von Tours, der trotz der vielen Veranlassungen, die er dazu hatte, von Germanen zu reden, meines Erinnerns in seiner *Historia* die Worte *Germani* und *Germania* nie gebraucht (II, 9 findet man bei ihm allerdings: *Germaniam*, *Germania*, *Germanas gentes*, aber nur in Citaten aus Sulpicius Alexander und Renatus Profuturus). Ein lebendiges Bewusstsein davon, dass Franken, Gothen u. s. w. Stämme eines und desselben germanischen Volks seien, hat damals Niemand gehabt.

herrschende Kirchensprache gewesen, nachweisbar falsch. Man muss daher diese Behauptung entweder fallen lassen oder neue bisher unbekannte Beweise für sie vorbringen.

D. Gothische Bibelübersetzung und gothische Bibelrecension. Ostgothisch, westgothisch, gepidisch.

Wenn ich vorhin sagte, aus den Prolegomenen von Gabelentz und Löbe gehe das einstige Dasein mehrerer gothischen Bibelübersetzungen hervor, so sprach ich damit den Eindruck aus, den die sorgfältigen und scharfsinnigen Erörterungen dieser Prolegomenen auf mich, und nicht auf mich allein, gemacht haben. Die Verfasser selbst aber ziehen aus ihren Vordersätzen einen anderen Schluss. Sie behaupten (besonders klar und bestimmt in der polemischen Note der Addenda atque emendanda, p. I a. E.), es ergäben sich aus den Handschriften die Spuren recensionis duplicis vel revisionis, non versionis plane novae.

Da Jemand, der eine neue Bibelübersetzung in einer Sprache liefert, in der bereits Bibelübersetzungen vorhanden sind, letztere natürlich benutzt, so lässt sich von einem gewissen Standpunkte aus eine Bibelübersetzung, die nicht die erste in ihrer Sprache ist, immer bloss als Uebersetzung oder Abänderung einer früheren ansehen; und für den Zweck der vorliegenden Untersuchung scheint es mir gleichgültig, ob man in den verschiedenen gothischen Handschriften verschiedene Versionen oder Revisionen erblickt. Indess legen einzelne meiner Leser auf diesen Unterschied vielleicht ein grösseres Gewicht als ich, und ich werde daher inskünftige nicht mehr von gothischen Bibelübersetzungen, sondern mit Gabelentz und Löbe von zwei gothischen Bibelrecensionen reden.

Nach den Erörterungen der eben genannten beiden Herausgeber des Ulfilas schliesst sich die eine der beiden Recensionen mehr an den griechischen Text des Neuen und die griechische Uebersetzung des Alten Testaments, die andere mehr an lateinische Uebersetzungen an. Die eine enthält zahlreiche gothische Worte und Ausdrücke, die in der andern entweder ganz fehlen oder nur selten vorkommen, ohne dass sie an und für sich seltene Begriffe bezeichnen. In der einen hat der Artikel oft, in der andern kaum je seinen Platz hinter dem Substantiv. In der einen findet man hier und da grammatische Formen, die in der andern fehlen. In der einen ist die Schreibung mancher Worte so abweichend von der der andern, dass man daraus auf zwei von einander abweichende Aussprachen schliessen muss*).

*) Statt von jeder der betreffenden Stellen in den Prolegomenen ein Stück mitzutheilen, gebe ich eine der Hauptstellen ganz. P. XX findet sich über das Evangelium Lucae folgende Bemerkung:

Verborum formae huic evangelio soli in codice Argenteo propriae: auhmists 3, 2. 4, 29. 19, 47 pro auhumists; ĭba 17, 9 pro ĭbai; unhuldha pro unhuldho 4, 35. 8, 29, 33. 9, 42 (legitur quidem etiam Matth. 25, 41, sed est hic locus e codice Ambrosiano);

Alles in Allem also haben wir in den von Gabelentz und Löbe angenommenen beiden Recensionen zwei von einander abweichende Sprachformen vor uns, und zur Erklärung dieses Umstandes nehmen die Herausgeber des Ulfilas, wie aus ihren verschiedenen Einzeläusserungen hervorgeht, Folgendes an: Die Vorfahren der Ostgothen veränderten ihre Sprache in der Zeit von etwa 360—488, in der sie in einer vergleichsweise nur wenig veränderten Umgebung lebten, so gut wie gar nicht. Nach dem Jahr 488 aber, in welchem die Ostgothen in Italien einrückten und hier unter ganz neue Verhältnisse aller Art kamen, fanden in ihrer Sprache grosse Umwandlungen statt. Es gab also im Ostgothischen zwei verschiedene Sprachstufen, von denen die eine der Zeit von etwa 360—488 angehört, die andere der von 488 bis spätestens zum Jahr 555, dem Todesjahr des Ostgothenreichs. Von den beiden Bibelrecensionen aber stammt der Text der einen aus der Zeit vor, der Text der andern aus der Zeit nach 488, und daher ihre Abweichungen.

Da diese Ansicht den Gesetzen der menschlichen Entwicklung in nichts widerspricht, so erkenne ich sie vorläufig als unbedingt richtig an. Aber wenn man von den Ostgothen glaubt, ihre Sprache sei in Folge des Aufenthalts

6, 40 *laisaris* pro *laisareis*; 1, 23 *andbahteis* pro *andbathjis*, vid. h. l.; 9, 39 *hropjdh* pro *hropeidh*, cf. Grim. I, 847; 19, 12 *gaggida* pro *iddja*; *bai* pro *bajodhs* 1, 6. 7. 5, 7. 6, 39. 7, 42; *nauhdhan* pro *nauhdhanuh* I, 15. 8, 49. 9, 42 (in sententia negativa etiam J. 6, 17). *Verborum eorum, quae aut nusquam in evangeliiis amplius, aut perquam raro inveniuntur, tantus est numerus, ut omnia proferri vix possint, quapropter lectores Glossarium adire iubemus; unum alterumque posuisse sat erit: dicitur apud Lucam airus pro aggilus, flodus pro awa, naus pro daudhs, manaseds pro managei, gaujans pro bisitands, gatvo et fauradauri pro plapjo (platjo), unhails pro siuks, namnjan pro haitan, skeinan pro liuhtjan, dhiudhspillon pro vailamerjan, magus pro dhiumagus multaque simplicia pro compositis, uti sviltan, aistan, qistjan all. Alia omittimus, quia in textu graeco etiam huic evangelio sunt propria; addimus autem hoc loco ex observationibus syntacticis prae caeteris, in hoc evangelio articuli eum usum esse, ut etiam substantivo postponatur, vid. 3, 8 *us stainam dhaim*. 17, 17 *taihun dhai*. 20, 15 *aurtjam dhaim*; ea constructio in epistolis saepissime, in evangeliiis praeterea tantummodo Joh. 7, 8 invenitur.*

Damit auch des Gothischen unkundige Leser beurtheilen können, ob es sich in den angeführten Worten etwa bloss um äusserst selten vorkommende Begriffe handle, füge ich nach dem Wörterbuch von Gabelentz und Löbe noch Folgendes hinzu: *auhumists* bedeutet höchster; *ibai* bedeutet 1) denn? etwa? doch nicht etwa? 2) es mögte, dass, dass nicht; *unhuldh* Unhold, böser Geist; *laisareis* Lehrer; *andbahtjis* (des) Dienstes; *hropeidh* (er) ruft; *iddja* (er) ging; *bajodhs* beide; *nauhdhanuh* noch; *aggilus* Engel; *awa* Fluss; *daudhs* todt; *managei* Menge, Volk; *bisitands* Nachbar, *plapjo* Strasse; *siuks* krank; *haitan* heissen; *liuhtjan* leuchten; *vailamerjan* das Evangelium verkündigen, verkündigen; *dhiumagus* Knecht; *sviltan* sterben; *aistan* achten; *qistjan* verderben, umbringen.

in Italien bedeutend verändert — was muss man dann von den Westgothen glauben?

Diese verliessen die Donaugegenden beinah volle hundert Jahre früher als die Ostgothen, ihr nächster Auszug war nach Italien; dann verweilten sie vor 488 beinahe drei Menschenalter hindurch beständig unter Galliern und Hispaniern, die ebenso stark romanisirt waren wie die Italiäner; für sie hörte die Berührung mit griechischen, slavischen und hunnischen Nachbarn, aus der das Ostgothische nachweisbar auch sprachlich manche Elemente entnahm, seit 400 auf; an deren Stelle trat ein enger Verkehr mit Celten, Iberern, Burgundern, Vandalen, Sueven und andern Völkern, die in dieser langen Zeit wiederum den Ostgothen theils fremd, theils beinahe fremd blieben. Dass sich unter diesen Verhältnissen *) das Westgothische seit etwa 400 entweder gar nicht verändert oder dem Ostgothischen vollkommen parallel entwickelt habe, ist unmöglich. Es zieht also die Ansicht, dass im Ostgothischen von 360 — 555 zwei stark von einander abweichende Sprachstufen bestanden haben, mit wissenschaftlicher Nothwendigkeit als Ergänzung die Ansicht nach sich, dass die Fortbildung des westgothischen Dialects nach 400 eine wesentlich andere als die des ostgothischen war. Gingen aber darnach Ostgothisch und Westgothisch schon um etwa 450 bedeutend auseinander**), so ist schwer zu glauben, dass sie stets genau eine und dieselbe Kirchensprache besaßen. Die gottesdienstlichen Formeln und die Bibelübersetzung werden bei den Ostgothen in ostgothischer, bei den Westgothen in westgothischer Mundart abgefasst gewesen sein.

Vielleicht, dass wir in der einen der von Gabelentz und Löbe ermittelten Recensionen eine ostgothische, in der andern eine westgothische Bibelübersetzung vor uns haben.

Von den Gepiden, die fast stets unter gleichen Verhältnissen mit den Ostgothen lebten, ist anzunehmen, ihr Dialect sei mit dem ostgothischen beinahe zusammen gefallen.

*) Auf Dacien, Mösien und die Zeit, wo Ost- und Westgothen durch den Borysthenes getrennt wurden, bin ich im Text absichtlich nicht näher eingegangen.

**) Für bedeutendere Verschiedenheiten zwischen dem Ost- und Westgothischen spricht, beiläufig bemerkt, u. A. Folgendes: „Befehlshaber über 1000 Mann, *χιλίαρχος*, millenarius“ wird in der Bibelübersetzung zwei Mal durch dhusundifadhs, in der Lex Wisigothorum beständig durch thiuphad gegeben. Der Name des Frankenkönigs Chlodovech wird von den Ostgothen durch Luduin oder Lodoin übersetzt, von dem Hispanier Isidor durch Fluduius (Bouquet a. a. O. IV, p. 2, ep. 3; p. 4, ep. 6, 7. — Jordanis a. a. O. c. 57. — Die Historia miscellae in der Anm. von Closs zu Jordanis a. a. O. — Junghans, die Geschichte der fränkischen Könige Childerich und Chlodovech, S. 148). Bei einem Vergleich zwischen ost- und westgothischen Eigennamen stellen sich Verschiedenheiten zwischen beiden heraus.

Vom Standpunkt der romanischen Sprachforschung aus kommt Diez (Grammatik der romanischen Sprachen, Bd. I, 1836, S. 294; vgl. auch S. 274) zu der Vermuthung, „das bekannte goth. thlaihan“ habe westgothisch flaihan gelautet.

E. Die deutschen Eigennamen vor etwa 550 n. Chr.

Um das Ende des fünften und den Anfang des sechsten Jahrhunderts zerfielen die deutschen Stämme, geographisch betrachtet, in zwei grosse Massen. Zur nördlichen gehörten u. A. die Sachsen und Franken. Die südliche bestand aus den Gothen (d. h. Westgothen, Ostgothen, Gepiden), Sueven, Burgundern, Vandalen, Herulern, Rugiern, Langobarden und einigen andern Stämmen, die vermuthlich alle mehr oder weniger dem Arianismus anhängen.

Eine der wichtigsten Fragen nun ist für unsere Untersuchung die: ob die Mundarten der südlichen Stämme einander so nahe standen, dass z. B. ein Vandale, der bloss seinen Stammesdialect kannte, gothische Bücher und längere zusammenhängende gothische Sätze (schriftlich oder mündlich) verstehen konnte oder nicht; dass ein Gothe ohne andere Kenntniss als die seiner gothischen Mundart ein burgundisches Buch, längere zusammenhängende burgundische Sätze (schriftlich oder mündlich) verstehen konnte oder nicht u. s. w.? Und bei dem Versuch, diese Frage zu lösen, sind wir auf die aus der Zeit vor etwa 550 erhaltenen deutschen Eigennamen als auf unsre Hauptquelle angewiesen. Die Benutzung derselben aber ist mit grossen, zuweilen unüberwindlichen Schwierigkeiten verknüpft.

Zunächst liegt es auf der Hand, dass selbst eine völlige Uebereinstimmung z. B. mehrerer vandalischer Eigennamen mit mehreren gothischen noch nicht eine vorzugsweise nahe Verwandtschaft der gothischen Mundart mit der vandalischen beweist, sondern nur den gemeinsamen germanischen Charakter beider.

Sodann sind uns von den erwähnten Eigennamen, deren Zahl weit über tausend geht, zwar einige wenige gothische so überliefert, wie sie von den Gothen selbst in ihrem Alphabet niedergeschrieben wurden; die ungeheure Mehrzahl aller aber liegt uns bloss so vor wie sie von den Römern und Griechen geschrieben wurden, während diesen beiden Völkern offenbar das Ohr für die speciell deutschen Laute abging. Der letzte Vandalenkönig z. B. (530 — 534), dessen Name auf vandalischen Münzen Geilamir geprägt ist, wird von Procop *Γελίμερ* genannt, von dem lange in Africa lebenden, 569 gestorbenen Lateiner Victor Tunnensis: Geilimer (Dietrich, Ausspr. d. G. S. 43). Das griechische Alphabet ferner konnte, ebenso wie das lateinische die speciell deutschen Laute nur sehr ungenügend und falsch, also für uns durchaus irreführend bezeichnen. Ausserdem hingen Griechen und Römer fast ohne Ausnahme gräcisirende oder latinisirende Endungen an die von ihnen in dem oder den Schlussbuchstaben veränderten germanischen Eigennamen an. Der vierte Nachfolger des Vandalenkönigs Genserich z. B., der auf vandalischen Münzen als Hildirix erscheint, wird von Procop *Ἰλδέριχος* genannt. Den Vorgänger des Hildirix nennt der lateinische Africaner Victor Vitensis (s. oben S. 42) zwar da, wo er Edictè desselben wörtlich anführt (II, 13; IV, 2): Hunerix, im

Verlauf seiner Erzählung aber beständig Hunericus*). Es sind also in den uns überlieferten germanischen Eigennamen regelmässig die eigentlich deutschen Laute und in noch höherm Grade natürlich die dialectischen Verschiedenheiten derselben verwischt. Wenn in unsern lateinischen Quellen Theodericus als Eigenname sowohl bei Gothen als Vandalen vorkommt, so macht das allerdings auf uns den Eindruck, als habe das Vandalische und Gothische in Betreff dieses Namens übereingestimmt, in Wirklichkeit aber kann er bei den Gothen Thiudareiks (Gabelentz und Löbe, Ulfilas, vol. II, p. pr. p. VI), bei den Vandalen Theodirix gelautet haben.

Es fanden ausserdem während der Völkerwanderung zahlreiche Völkerberührungen und Völkermischungen statt. Gothen lebten im Vandalenreich und stiegen hier theilweise zu hohen Ehren empor; unter den Ostgothen lebten 553 in Italien sogar Hunnen; zwischen Sueven und Westgothen, Ostgothen und Burgundern u. s. w. fanden die engsten Familienverbindungen durch Heirathen statt. In Folge davon übertrugen sich Eigennamen, die ursprünglich nur einem einzigen Volk angehörten, oft auch auf Mitglieder anderer Völker. Kamen doch sogar — wie man aus einem Vergleich gothischer und hunnischer Eigennamen sieht — zuweilen dieselben Personennamen bei Hunnen und Gothen vor. Es bietet also das Erscheinen des gleichen Eigennamens bei zwei verschiedenen süddeutschen Stämmen so wenig einen Beweis für die sprachliche Uebereinstimmung beider, wie das völlig übereinstimmende Vorkommen des Namens Antonio im Spanischen, Portugiesischen und Italiänischen einen Beweis für die Identität dieser drei Sprachen.

Wohl aber gewähren unter diesen Umständen grössere Abweichungen in den Eigennamen zweier Stämme einen vollgültigen Beleg für tiefgehende Verschiedenheit ihrer Dialecte.

F. Gothisch und Vandalisch. Gothische und nichtgothische Verbalformen.

Von den Vandalen, die J. Grimm (Geschichte der deutschen Sprache, 1849, S. 475) einen gothischen Stamm nennt, und von denen Papencordt (a. a. O. S. 287, 288) in Uebereinstimmung mit Procop erklärt, sie sprächen „dieselbe Mundart“ wie die Gothen, sind uns 43 Eigennamen (und zwar mit Ausnahme von Asdingi, Silingi, Vandali, lauter Personennamen) erhalten. Einer derselben (Ammatas) stammt aus dem Lateinischen, einer (Euagees) aus dem Griechischen; die übrigen scheinen sämmtlich germanisch zu sein. Sie lauten:

Fredibal; Godagis; Cyrila, Dagila; Asdingi, Silingi; Gelimer, Gunthimer, Visimar; Gibamund, Gunthamund, Thrasamund; Camut, Fronimuth; Genserich, Gunderich, Hilderich, Hunerich, Theoderich; Gelaris; Ariarith, Blumarit, Vitarit,

*) II, 13 giebt Victor Vitensis erst den Inhalt des Edicts mit den Worten „Hunerici regis praeceptum . .“ an, dann den Text des Edictes mit den Worten: „Rex Hunerix . .“. Ebenso macht er es IV, 2. Man ersieht daraus, dass Hunerix seinen Namen in Staatschriften nicht latinisirt hat (vgl. oben S. 41).

Adduit; Cubad. — Heldich, Oamerdich; Varimad. — Fridamal; Gento; Godegisclus; Pinta; Recinari; Rhaptus; Rhaus; Sersaon; Stilicho; Theucaria; Tzazon; Vandali; Vandalarius *).

Gehen wir diese 41 Eigennamen nach verschiedenen Seiten hin durch, so findet sich:

a) Die in ihnen vorkommenden Endungen bal, gis, ila, ingi, mar (mer), mund, muth, rich, ris, rith, uit (vid), bad begegnen uns — abgesehen von dialectischen Verschiedenheiten der uns unbekannten Urformen — auch als Endungen gothischer Eigennamen.

b) Die in ihnen vorkommenden Anfangssilben Ari, Add (Ath), Frid, Gel, Gib, God, Held, Hild, Hun, Theod, Thras, Vis, Vit, finden sich auch als Anfangsilben gothischer Eigennamen **).

c) Die vollständigen vandalischen Eigennamen Cyrila, Gundemar, Gunderich, Hilderich, Theoderich, Vandalarius begegnen uns auch als vollständige gothische Eigennamen.

Da aber alle diese unter a, b, c aufgeführten Endungen, Anfangssilben und vollständigen Eigennamen (mit Ausnahme von Cyrila und Vandalarius) ausser im Gothischen und Vandalischen auch in andern germanischen Dialecten vorkommen, so wird durch ihre Uebereinstimmung nur die längst bekannte Thatsache bestätigt, dass Gothisch und Vandalisch deutsche Mundarten sind. Ein besonders nahes Verhältniss zwischen beiden kann aus ihr nicht geschlossen werden.

d) Die Endung dich (thih), die sich unter den 41 vandalischen Namen zweimal findet, begegnet uns sonst nie als Endung eines deutschen Personennamens vor 1100 n. Chr., ausgenommen im neunten Jahrhundert im Namen eines Markgrafen von Oesterreich (Engeldich); sie wird also eine Eigenthümlichkeit des vandalischen Dialects gewesen sein.

e) Die Endung mad kommt als Endung von Personennamen im Alamannischen und wahrscheinlich auch im Fränkischen vor, im Gothischen nicht; und da wir mehrere hundert gothische Eigennamen aus den verschiedensten Gegenden und Zeiten besitzen, also die Endungen gothischer Eigennamen wahrscheinlich vollständig kennen, so können wir die Endung mad als Eigenthümlichkeit des Vandalischen dem Gothischen gegenüber bezeichnen.

*) Dieses Verzeichniss habe ich entworfen nach Papencordt a. a. O. S. 288—294, 301, 429—431; J. Grimm, Gesch. d. d. Spr. S. 479; Förstemann, Altdeutsches Namenbuch, Bd. I; Mascov a. a. O. B. V, C. 19, Anm. 2; Victor Vit. a. a. O. V, 8.

**) Als Quelle für meine verschiedenen Vergleiche zwischen den germanischen Eigennamen habe ich hauptsächlich die in Förstemann's Altdeutschem Namenbuch, Bd. I, befindlichen Angaben über die einzelnen Personennamen benutzt. Und da in diesem Band die Personennamen bis 1100 stehen, so sind auch meine Aeusserungen: „der und der Name kommt in diesem oder jenem Dialect vor, oder nicht vor“, gleichbedeutend mit: „er kommt in ihm bis zum Jahre 1100 vor, oder nicht vor“.

f) Von den vollständigen vandalischen Eigennamen Adduit, Ariarith, Asdingi, Blumarit, Camut, Cubad, Dagila, Fredibal, Fridamal, Fronimuth, Gibamund (?), Gelaris, Gelimer, Genserich, Genzo, Godagis, Godegisclus, Gunthamund, Heldich, Hunerich, Oamerdich, Pinta, Recinari, Rhaptus, Rhaus, Sersaon, Silingi, Stilicho, Theucaria, Tzatzon, Vandali, Varimad, Visimar, Vitarit kommt im Gothischen keiner als vollständiger Eigenname vor. Es stimmen also unter 41 vandalischen Eigennamen nur 7 (oder 8) mit gothischen überein, 34 nicht. Dieser Umstand aber spricht aus zwei Gründen für eine starke Verschiedenheit der vandalischen Mundart von der der Gothen. Einmal, weil Pinta, Sersaon und andere dieser 34 Namen gar keine Analogie mit dem Gothischen bieten. Sodann, weil die Verwandtschaft zweier Dialecte naturgemäss in der Gleichheit oder Aehnlichkeit ihrer letzten Elemente (d. h. hier: ihrer Endungen und Anfangssilben bei Namen) hervortritt; ihr Gegensatz in der Art, wie jeder von ihnen die letzten Elemente unter einander (d. h. hier: zu einem vollständigen Eigennamen) verbindet.

g) Von den eben aufgezählten 34 vandalischen Eigennamen finden sich Gibamund (?), Gento, Godegisclus, Gunthamund, Tzazon, Vitarit, also zusammen 6 (oder 5), als vollständige Eigennamen mehr oder weniger sicher in nicht-gothischen germanischen Dialecten; die übrigen 28 kommen nur im Vandalischen vor, und in dieser Thatsache liegt wiederum ein Anzeichen dafür, dass der vandalische Dialect starke dialectische Eigenthümlichkeiten besass *).

Ausser den 43 vandalischen Eigennamen kennen wir noch drei vandalische Worte: Garding, Sihora, Armen. Es fragt sich also, wie verhalten sich diese zum Gothischen?

Garding findet sich — abgesehen von der uns unbekannten Urform — ebenso auch im Gothischen (Westgothischen) wieder, und bedeutet hier wie im Vandalischen einen „Erbadligen“ oder „einen hohen Adligen“. Da es mit dem gothischen gards (Haus, Familie, Geschlecht) zusammenhängt, dieses aber — im jetzigen Deutsch „Garten“; im Dänischen „gaard“; im Schwedischen „garder“; im Altfriesischen „garda“; im Angelsächsischen „geard“; im Altnordischen „gardr“; — kein speciell gothisches Wort ist, sondern ein allgemein germanisches, und garding ursprünglich in allen germanischen Dialecten Gutsbesitzer (d. h. Reicher, Erbherr, Vornehmer) bedeutet haben wird, so lässt sich aus diesem Wort ein Schluss auf besonders nahe Verwandtschaft des Vandalischen mit dem Gothischen nicht ziehen.

Von Sihora armen war schon früher (oben S. 43) die Rede, und da diese beiden Worte als Uebersetzung des Kyrie eleison eine Gebetsformel enthalten, so muss grade an ihnen klar heraustreten, ob das Gothische die Kirchensprache

*) Den bei Victor Tunnensis vorkommenden Oamerdigus nennt Procop nie so, sondern immer Hoamer. Auf vandalischen Münzen findet sich Gunthamund und Guntha. Warfen die Vandalen die Endungen von Eigennamen öfter ab?

der Vandalen war oder nicht. Das Wort „Herr“ aber, das in der gothischen Bibelübersetzung über hundert Mal vorkommt, wird in ihr jedes Mal durch frauja gegeben; sihora ist ein Wort, das weder im Gothischen vorkommt, noch mit einer gothischen Wurzel zusammenhängt. „Sich erbarmen“ ferner heisst gothisch allerdings arman, aber „erbarme dich“ lautet im Gothischen nicht wie im Vandalischen armen, sondern armai *).

Dass ein Vandale ohne andere Kenntniss als die seiner Stammesmundart ein gothisches Buch habe verstehen können und umgekehrt, ist sehr schwer zu glauben.

An das eben besprochene armen und armai sei es mir erlaubt, eine Bemerkung anzuknüpfen, die einer streng systematischen Ordnung nach allerdings erst später vorkommen sollte, bei freierer Behandlung des Stoffs jedoch ihren Platz am Besten hier findet.

An nichtgothischen und doch südgermanischen Verbalformen besitzen wir aus der Zeit vor etwa 550 nur zwei. Das vandalische armai, und das burgundische iddan, das „(sie) gingen“ bedeutet. Es weichen also, da „(sie) gingen“ auf gothisch iddjedun heisst **), die einzigen nichtgothischen germanischen Verbalformen, die wir aus der älteren Zeit kennen, beide vom Gothischen ab. Darnach aber wird man der Ansicht, die Abwandlung des Zeitworts sei im Vandalischen, Burgundischen, Langobardischen, Herulischen u. s. w. eine wesentlich andere als im Gothischen gewesen, eine hohe Wahrscheinlichkeit nicht absprechen können.

G. Gothisch und Burgundisch.

Dietrich erklärt (Z. f. d. Alt. 1867, S. 113): „man weiss, dass das Burgundische stark abwich vom Gothischen“.

W. Wackernagel äussert (Binding a. a. O. S. 338), es sei „wirklich der burgundischen Sprache von Vorn herein ein anderer Charakter eigen gewesen als der gothischen“ (vgl. a. a. O. S. 331, 336, 353).

Wo sich zwei anerkannte Autoritäten ihres Fachs so entschieden für tiefgehende Abweichungen des Burgundischen vom Gothischen aussprechen, wäre es thöricht von mir, ihren Worten etwas hinzuzufügen.

H. Gothisches Alphabet, Runenalphabet.

Die Gothen hatten bekanntlich seit mindestens Ulfilas ein eigenes Alphabet, das den Lauten ihrer Mundart entsprach, dessen Buchstaben zugleich als Zahlzeichen dienten, und das sowohl in Gestalt wie Reihenfolge seiner Buchstaben vom

*) Ueber sihora, frauja, armen und armai s. Gabelentz und Löbe, Ulf. vol. II, p. pr. p. 158, 208, 209, 17; p. post. p. 100.

**) Ueber idda und iddjedun s. Dietrich in der Zeitschr. f. deutsches Alterthum, 1867, Bd. XIII, S. 113 u. s. w.; und W. Wackernagel, Sprache und Sprachdenkmäler der Burgunden (in Binding a. a. O. S. 329—404), S. 375.

Die Verbalform hag lasse ich unberücksichtigt, da Dietrich (a. a. O. S. 50, 51) und Wackernagel (a. a. O. S. 376) verschiedener Ansicht über sie sind.

lateinischen und griechischen Alphabet so gut wie vom Runenalphabet abwich. Es musste also ein Volk, das die Sprache der Gothen als Sprache seiner Bibelübersetzung, seiner gottesdienstlichen Formeln und — was sich davon kaum trennen lässt — als Sprache seiner schriftlichen Bibelerklärungen annahm, damit zugleich für mindestens alle diese Zwecke auch das gothische Alphabet annehmen; und dass die Burgunder, Vandalen, Langobarden u. s. w. das gethan hätten, wurde früher offenbar allgemein stillschweigend angenommen.

Von den Burgundern ist aber jetzt durch neuere Entdeckungen und Forschungen erwiesen, dass sie noch um 500 n. Chr. ein Runenalphabet besaßen und benutzten, das vom gothischen Alphabet in der Gestalt und Reihenfolge seiner Buchstaben bedeutend abwich, dem die im gothischen Alphabet vorkommenden Buchstaben q, w, z fehlten, und das zugleich besondere, im gothischen Alphabet nicht vorkommende Zeichen für die Lautverbindungen ng, un besass (vgl. Dietrich a. a. O., besonders S. 105—123). Es war offenbar dem Dialect der Burgunder und dessen eigenthümlichen Lauten oder Lautverbindungen ebenso eng angepasst, wie das des Ulfilas dem der Gothen und den eigenthümlich gothischen Lauten.

Hiernach und nach andern Spuren war das burgundische Runenalphabet kein allgemein germanisches; es besass vielmehr jeder grössere deutsche Stamm ein besonderes, seinen besonderen Lautverbindungen angemessenes Runenalphabet. In dieser Thatsache aber liegt ein weiterer beachtenswerther Grund gegen die Annahme, Burgunder, Langobarden, Vandalen u. s. w. hätten — während sie doch ihre Lieder gewiss im Stammesdialekt sangen *) und, wenn sie sie niederschrieben, im heimischen Dialect niederschrieben — als Kirchensprache den Dialect und das Alphabet eines andern Stammes gebraucht.

I. Gothisch und Herulisch.

Auf die Heruler, die von Aschbach (Geschichte der Heruler und Gepiden, S. 10, 11) und J. Grimm (G. d. d. Spr. S. 471 u. s. w.) zu den gothischen Völkern gerechnet werden, kommt Procop oft zu reden; er berichtet einmal sogar (B. goth. II, 14, 15) sehr ausführlich über ihre Herkunft, ihre ältere und spätere Geschichte und ihre Sitten, aber nie bezeichnet er sie als einen gothischen Stamm. Wir dürfen daher, da er sonst geneigt ist, jeden süddeutschen Stamm den Gothen zuzurechnen, annehmen, dass er die Heruler nicht für ein gothisches Volk hielt.

Der Lateiner Trebellius Pollio, der etwa acht Menschenalter vor Procop lebte, sagt im Leben des Kaisers Claudius (268—270), c. 6 (bei Mascov a. a. O.

*) Ich denke hier zunächst an weltliche Lieder, an Heldengedichte u. s. w.; da aber die arianischen Germanen keine lateinischen Kirchenlieder gesungen haben können, während es ihnen doch an Kirchengesängen nicht gefehlt haben wird, so muss man sich natürlich auch darüber klar sein, ob man glaubt, die Burgunder, Heruler u. s. w. hätten beim Gottesdienst gothische Kirchenlieder gesungen.

B. V, Cap. 44, Anm. 4): „Denique Scytharum diversi populi, Peucini, Trutungi, Austrogothi, Virtingui, Sigipedes, Celtae etiam et Heruli . . . venerunt“. Dass in dieser Stelle gelesen werden muss: Peucini, Gruthungi, Austrogothi, Thervingi, Gipedes, so dass wir in den letzten vier Namen die Namen entschieden gothischer Stämme — Gruthunger, Ostgothen, Thervinger, Gepiden — vor uns haben, ist wahrscheinlich (Aschbach, G. d. Her. u. Gep., S. 66). Selbst aber, wenn man diese Aenderung nicht annimmt, prägt sich in Trebellius Pollio, da er die Heruler durch Celtae etiam et von den Ostgothen trennt, ebenso wie in Procop die Ansicht aus, die Heruler hätten nicht zur gothischen Völkergruppe gehört.

Dass auch Jordanis die Heruler von der gothischen Völkergruppe trennt, habe ich oben gezeigt. Es sprechen also die Zeugnisse dieser drei Geschichtsschreiber gegen eine nahe Verwandtschaft zwischen Gothen und Herulern. Wie nun steht es mit den Zeugnissen der Sprache?

An herulischen Worten besitzen wir folgende zwanzig Eigennamen:

Naulobad; Uligang; Salinga (fem.); Filimuth; Alarich; Fulcaris; Fanotheus; Sinduald. — Alueth, Aord, Aruth, Berus, Faras, Heruli, Ochon (oder Gethes), Rudolf, Suartas, Todas, Visand.

In diesen 20 Namen erscheinen die auch sonst in deutschen Eigennamen vorkommenden Endungen: bad, gang, ing, muth, rich, ris, theus, uald *), Alles in Allem 8 Mal. Es begegnet uns jedoch von ihnen als oft vorkommende Endung gothischer Eigennamen nur eine einzige: das, wie es scheint, bei sämtlichen deutschen Stämmen beliebte rich; die Endungen bad, ing, muth, ris, theus, uald gehören als Endungen gothischer Eigennamen nicht zu den häufig vorkommenden; gang findet sich als Endung gothischer Eigennamen vermuthlich gar nicht **).

*) Auf die Endung a nehme ich keine Rücksicht, weil sie auch in vielen ungermanischen Sprachen als Endung von Eigennamen vorkommt, also nicht als besonders bezeichnend für deutsche Namen angesehen werden kann.

**) Wenn wir ein gothisches Namenbuch hätten, so würde sich das Vorkommen der einzelnen Endungen im Gothischen mit Zahlen belegen, und so ein bestimmtes Bild von dem Verhältniss der herulischen u. s. w. Eigennamen zu den gothischen entwerfen lassen. Damit indess meine Beweisführung nicht ganz ohne statistische Grundlage bleibe, stelle ich von einzelnen Endungen gothischer Eigennamen zusammen, wie oft sie (nach dem Index von Closs) in Jordanis a. a. O. vorkommen. Eine annähernde Richtigkeit wird sich dieser statistischen Grundlage nicht absprechen lassen. Es kommen in Jordanis vor:

22	Gothen,	deren	Namen	auf	ric	enden,
2	„	„	„	„	mud	„
1	Goth,	dessen	Name	„	theus	endet,
0	„	„	„	„	bad	„
0	„	„	„	„	gang	„
0	„	„	„	„	iug	„
0	„	„	„	„	ris	„
0	„	„	„	„	uald	„

Es begegnen uns ferner in den herulischen Eigennamen 11 auch sonst in deutschen Eigennamen vorkommende Anfangssilben, nämlich: Ala, Ber (Bera, Berin), Far, Fil, Fulc, Rud (Hrod), Sal, Sind, Suart (Swarz), Tod, Ul. Von diesen 11 aber treten nur 2 oder höchstens 3 *) im Beginn gothischer Eigennamen öfter auf; die übrigen 6 oder 7 erscheinen als Anfangssilben letzterer selten, zum Theil vielleicht gar nicht **).

Von allen 20 vollständigen herulischen Eigennamen endlich lassen sich nur 2 oder höchstens 3 als vollständige gothische Eigennamen nachweisen — Alarich, Visand und vielleicht noch Todas [vgl. Anm. *)] —; die übrigen 17 oder 18, also über vier Fünftel aller, sind ungothisch.

Wo die Zeugnisse der Sprache so mit denen der Historiker stimmen, kann es kaum einem Zweifel unterliegen, dass die Heruler den Gothen sprachlich und verwandtschaftlich fern standen.

K. Gothisch und Gepidisch.

Die früher besprochenen Angaben des Jordanis über die gothische Völkergruppe haben wir bis jetzt bei Vandalen, Burgundern und Herulern insofern bestätigt gefunden als diese drei Stämme nach Ausweis ihrer Sprache mit den Gothen nicht auf das Allerengste verwandt waren. Prüfen wir jetzt seine Behauptung, dass die Gepiden den Gothen (d. h. wie ich das Wort hier und in den nächsten Zeilen nehme: den Ost- und Westgothen) näher standen als alle andern germanischen Stämme, so sind wir für diese Untersuchung leider! auf ein sehr kleines Quellenmaterial angewiesen. Abgesehen von dem gepidischen Wort Gepanta, aus dem Gepidae, Gepedoios (Gepideninsel) und Gepidia (Gepidenland) abgeleitet sind, und das sonst im Gothischen nicht nachgewiesen werden kann, besitzen

*) Aschbach nimmt an (Gesch. d. Her. u. G., S. 40), Todas sei der bei den Gothen vorkommende Name Theodat. Da aber Förstemann (a. a. O. S. 1178, 1179) unter den verschiedenen Formen für Theodat nie die Form Todas anführt, so scheint mir Aschbach's Annahme sehr zweifelhaft.

**) Es kommen in Jordanis vor:

6	Gothen, deren Namen mit Theod beginnen.
3	„ „ „ „ Ala „
1	Gothe, dessen Name „ Ber beginnt.
1	„ „ „ „ Fil „
1	„ „ „ „ Sind „
0	„ „ „ „ Far „
0	„ „ „ „ Fulc „
0	„ „ „ „ Rud „
0	„ „ „ „ Sal „
0	„ „ „ „ Suart „
0	„ „ „ „ Ul „

wir an gepidischen Worten nur 15 Eigennamen, also fünf weniger als im Herulischen. Sie lauten:

Asbad; Fastida; Reptila, Trafstila, Cunimund, Thorismund, Velemund (Var. Elemund), Rosimunda (femin.); Ardarich, Traserich; Gunderith; Thorisind. — Ostricusa (fem. — Ostrogotha?); Ostrigoth; Ulias *).

In diesen 15 Namen nun sind die Endungen bad, goth (gotho), ida **), ila, mund (fem. munda), rich, rith, sind (suind, fem. suentha), die alle auch als Endungen gothischer Eigennamen und zwar zum Theil als häufige Endungen derselben vorkommen ***), zusammen 13 Mal vertreten; eine ungothische Endung findet sich in den gepidischen Eigennamen nicht.

Von den 8 Anfangssilben der gepidischen Eigennamen — As, Gund, Ostri (Ostro), Thor, Tras; Ul; Fast, Vela — kommen 5 oder 6, nämlich: As, Gund Ostri (Ostro), Thor, Tras und vielleicht auch Ul, als Anfangssilben, und zwar meist als gar nicht seltene Anfangssilben gothischer Eigennamen vor †).

Und von den vollständigen gepidischen Eigennamen endlich treffen wir 6 oder 7 — Cunimund, Ostricusa (Ostrogotha), Ostrigoth, Reptila, Traserich, Thorismund, und vielleicht auch Asbad (Hosbat) —, also etwa zwei Fünftel aller, als vollständige gothische Eigennamen an.

Es wird also die Angabe des Jordanis, dass die Gepiden mit den Gothen eng verwandt gewesen seien, mit den Herulern nicht, selbst durch die wenigen uns erhaltenen gepidischen und herulischen Eigennamen glänzend bestätigt.

*) Für die Zusammenstellung der gepidischen und herulischen Eigennamen habe ich besonders Aschbach's Geschichte der Heruler und Gepiden benutzt.

**) Fastida, Gepida.

***) In Jordanis kommen vor:

22 Gothen, deren Namen auf ric enden.

5 " " " " münd "

Ausser den Volksnamen Ostrogothae und Vesegothae noch

3 Gothen oder Gothinnen, deren Namen auf gotha oder gotho enden.

3 " deren Namen auf ila enden.

2 " " " rith "

2 Gothinnen " " suentha "

1 oder 2 Gothen, deren Namen auf ida enden (Ovida; Nidada in seinen Varianten).

0 Gothe, dessen Name auf bad endet.

†) In Jordanis kommen vor:

Ausser dem Volksnamen Ostrogothae 3 Gothen oder Gothinnen, deren Namen mit Ostro anfangen.

2 Gothen, deren Namen mit Gunth anfangen.

2 " " " Thor "

1 Gothe, dessen Name " As anfängt.

0 " " " Tras "

0 " " " Ul "

L. Gothisch, Rugisch, Suevisch und Langobardisch.

Von den Rugiern, die in den Quellen so oft mit den Herulern zusammen genannt werden, dürfen wir annehmen, sie hätten letzteren sprachlich und verwandtschaftlich näher gestanden als den Gothen. Bei Jordanis erscheinen sie (s. oben S. 52) den Gothen ebenso fremd wie die Heruler, Vandalen u. s. w. Aus den äusserst wenigen uns erhaltenen Resten der rugischen Sprache (9 Eigennamen: Aonulf, Edico, Erarich, Fava, Feletheus, Flaccitheus, Frithuric, Rugi, Thelanes [Thela?]) ist nichts Sicheres zu schliessen.

Dass das Suevische, und noch mehr das Langobardische, dem Gothischen jedenfalls ferner stand als das Vandalische, ist ein Satz, der wohl bei Niemand auf Widerspruch stösst.

M. Deutsche Missionäre, deutsche Prediger aus der Zeit von etwa 400—550 n. Chr.

Wie ich zu zeigen gesucht habe, beruht die Ansicht, dass das Gothische die Kirchensprache aller arianischen Germanen gewesen sei, auf zwei nachweisbar falschen Voraussetzungen: auf der Meinung, bei den Gothen selbst habe es nie eine andere Bibelübersetzung als die des Ulfilas gegeben; und auf der Meinung, Ostgothen, Westgothen, Gepiden, Vandalen, Burgunder, Heruler, Rugier und Sueven, so wie etwa auch die Langobarden, hätten alle ein und dasselbe Deutsch ohne nennenswerthe dialectische Verschiedenheiten gesprochen. Man muss also entweder jene Ansicht als unbegründet fallen lassen, oder zu ihrer Begründung neue, richtige Voraussetzungen auffinden.

Für die Ansicht, dass jeder deutsche Stamm (präciser gesagt: der gothische, vandalische, burgundische, suevische, herulische und langobardische, sowie möglicherweise auch der rugische, ostgothische und westgothische Stamm) seinen Stammesdialect als Kirchensprache benutzte, spricht zunächst die grosse sprachliche Verschiedenheit der einzelnen süddeutschen Dialecte unter einander. Aber keineswegs bloss sie allein.

Die deutschen Fürsten des fünften Jahrhunderts befolgten der katholischen Kirche gegenüber den Grundsatz, dass jeder von ihnen innerhalb seines Gebiets nur Landesconcilien duldete, keine Concilien, an denen ein Geistlicher Theil nahm, der nicht sein Unterthan war (Binding a. a. O. S. 135—137). Daran, dass sie der arianischen Kirche gegenüber denselben Grundsatz durchführten, lässt sich nicht zweifeln; im ganzen Verlauf der Völkerwanderung hören wir nie von allgemeinen Concilien der arianischen Geistlichen. Wir ersehen ausserdem aus dem Schweigen unserer Quellen über das Dasein eines arianischen Papstes, dass es einen solchen nicht gab; in jedem einzelnen deutschen Lande war dessen arianischer Bischof der höchste Vertreter der arianischen Kirche. Wenn aber so letzterer überall sonst die äussere Einheit fehlte, wenn ihr tragender Boden überall sonst

nur aus den Einzelstämmen oder Einzelgebieten bestand, dann ist es schwer, fast unmöglich zu glauben, neben dieser Alles durchdringenden Spaltung nach Stämmen habe Einheit grade in der Kirchensprache geherrscht.

Und doch scheint Ein bisher noch unerörterter Umstand für diese Einheit zu sprechen.

Wir besitzen Reste von gothischen Bibelübersetzungen, von einer gothischen Bibelerklärung, von einem gothischen Calendarium mit kirchlichen Angaben, aber nirgends ist uns auch nur die leiseste Spur einer germanischen kirchlichen Litteratur ausserhalb des gothischen Dialectes erhalten. Lässt sich diese Erscheinung anders erklären als durch die Voraussetzung, die kirchliche Litteratur der deutschen Arianer sei in gothischer, und nur in gothischer Mundart abgefasst worden?

Ich meine ja, und stütze mich für diese Behauptung nur zu einem Theil darauf, dass die uns erhaltenen gothischen Handschriften sämmtlich aus dem Lande der Ostgothenherrschaft — aus Italien — stammen, und dass grade mit diesem, von Vandalen, Burgundern, Sueven u. s. w. nie besessenen Land kein anderes an Manuscriptenreichthum aller Art wetteifern kann; zu einem anderen Theil berufe ich mich auf Betrachtungen allgemeinerer Art.

Ohne arianische Missionäre hätte sich der Arianismus bei den deutschen Stämmen nicht ausbreiten können; ohne arianische Predigten sich nicht bei ihnen erhalten; dass aber Prediger und Missionäre zu jedem Stamm in dessen heimischem Dialect sprachen, versteht sich von selbst; das war Grundbedingung ihres Wirkens. Es muss also die Mundart eines jeden germanischen Stammes, der dem Arianismus angehörte, schon früh eine gewisse Geschmeidigkeit in Behandlung theologischer Fragen erlangt haben. Besass sie aber die, was hinderte dann noch daran, die mündlich so oft besprochenen religiösen Punkte, die mündlich so oft angeführten und erörterten Bibelstellen *) schliesslich, ebenso wie es früher im gothischen Dialect geschehen war, später auch in andern germanischen Mundarten niederzuschreiben **)?

Wir können ferner noch jetzt — wenigstens dem Titel nach — eine Menge katholische Schriften nachweisen, die in der Zeit von etwa 420—550 n. Chr. gegen die deutschen Arianer verfasst wurden; aber, soweit ich sehe, nicht eine einzige von einem deutschen Arianer gegen den Katholicismus gerichtete. Will

*) Anführung und Erörterung von Bibelstellen wird damals bei den Arianern so gut wie bei den Katholiken einen wesentlichen Bestandtheil jeder Predigt ausgemacht haben; die arianischen Geistlichen aber können ihren nichtgothischen Zuhörern, wenn sie verstanden werden wollten, die Bibelstellen weder lateinisch noch gothisch angeführt haben.

**) Ich behaupte nicht, dass die Burgunder, Vandalen u. s. w. das Alte und Neue Testament immer unmittelbar aus den Ursprachen übersetzten, sondern halte es im Gegentheil für das Wahrscheinlichste, dass sie die Bibel in ihre Stammesdialecte in der Regel nur aus dem Gothischen und Lateinischen übertrugen.

man daraus schliessen, die deutschen Arianer hätten nie gegen den Katholicismus geschrieben? Gewiss nicht. Haben sie aber schriftlich gegen ihn polemisiert, so müssen sie mit ihrer Polemik u. A. auch das bezweckt haben, Germanen vom Katholicismus abzuhalten; und um diesen Zweck zu erreichen, mussten sie mindestens einige ihrer Schriften im deutschen Dialect ihres Stammes und Publicums schreiben.

Die deutsche kirchliche Litteratur in nichtgothischen Dialecten aus der Zeit von etwa 420—550 n. Chr. ist von den Katholiken ihres „ketzerischen“ Inhaltes wegen absichtlich ausgerottet worden. Es bietet daher ihr jetziges Fehlen keinen Beweis gegen ihr früheres Dasein.

VI.

- 1) Wie man aus Strabo (l. IV, in.) sieht, fiel schon den Alten der „geschickte Lauf der Flüsse“ in Gallien auf.
- 2) Auf das Saonethal passt der Ausdruck Tiefland allerdings nur dann, wenn man ihn nicht in streng geographischem Sinn nimmt.

VII.

- 1) Vgl. die Schilderungen der Alten bei Huschberg, Geschichte der Allemannen und Franken, S. 106, 107.
- 2) Huschberg a. a. O. S. 192, 193, 246, 148.
- 3) Ueber die geographischen Verhältnisse s. Junghans a. a. O. S. 21—23.
- 4) Ob mehr in der Nähe von Soissons, oder mehr in der von Cambray, ist zweifelhaft.
- 5) Vielleicht für immer; s. unten X, Anm. 7.
- 6) Bouquet a. a. O. III, p. 370.
- 7) Huschberg a. a. O. S. 647. Junghans a. a. O. S. 33.
- 8) Vielleicht zwei; s. Gregor. Tur. Hist. II, 31; III, 31. Dass die Schwester des Königs mit ihrem Glauben ganz vereinzelt unter den Franken gestanden habe, ist nicht wahrscheinlich; vgl. oben S. 40.
- 9) Bouquet, vol. III, p. 383.
- 10) Gregor. Tur. Hist. II, 31.

VIII.

- 1) Die schon oben S. 35, 36 erwähnte Collatio episcoporum, bei Bouquet IV, p. 99—102.
- 2) Religionsgespräche, oder vielmehr öffentliche Disputationen der Arianer und Katholiken über die Religion fanden damals in allen arianischen Landen oft statt.

IX.

- 1) Die Verhandlungen und Unterschriften dieses Concils finden sich in Sirmond, Concilia antiqua Galliae, tom. I, p. 160—174.
- 2) Sirmond a. a. O. p. 161.
- 3) Vgl. oben S. 40.

X.

- 1) Libanius bei Huschberg a. a. O. S. 107.
 - 2) Ob diese Bundesgenossenschaft bloss thatsächlich bestand, oder ob sie auch in Form eines Vertrags rechtlich festgestellt war, wissen wir nicht.
 - 3) Gregor. Tur. Hist. II, 37.
 - 4) Huschberg a. a. O. S. 461.
 - 5) Wenn Binding a. a. O. S. 114—116 aus einem Schreiben des Avitus folgert, Hilderik könne nicht von Gundobad getödtet sein, so übersieht er dabei, dass nach seiner Beweisführung auch Godegisel nicht von Gundobad hätte getödtet werden können. Von Godegisel aber berichtet er (S. 162) in Uebereinstimmung mit den Quellen, dass ihn Gundobad mit eigener Hand niederhieb.
 - 6) Gregor. Tur. Hist. II, 40, 41, 42.
 - 7) Nach der Art, wie Gregor. Tur. Hist. II, 42 von Ragnachar spricht, ohne den Syagrius zu erwähnen, während er des letztern doch II, 41 gedenkt, sollte man glauben, er habe den II, 42 genannten Ragnachar nicht für identisch mit dem II, 27 genannten gehalten.
-

Schulnachrichten.

I. Schulchronik.

Das seinem Ende nahende Schuljahr wird in der Geschichte unsrer Gelehrtschule für lange Zeit von vorwiegender Bedeutung bleiben, sowohl durch die Veränderungen, welche im Laufe desselben eingetreten, wie durch die Entscheidungen, welche für die nächste Zukunft getroffen sind.

Im Laufe des vorigen Sommers gab Herr Professor Dr. Th. und Ph. *Cornelius Müller*, welcher den 6. Juni 1816 zum Collaborator und den 11. März 1819 zum Professor an der Gelehrtschule des Johanneums ernannt ist, der interimistischen Oberschulbehörde den Wunsch zu erkennen bei vorrückendem Alter von den Pflichten seines Amtes entbunden zu werden. Die Behörde genehmigte, unter Vorbehalt der verfassungsmässigen Ordnung der Pensionirung, alsbald das Gesuch des hochverdienten Mannes, und beauftragte den Unterzeichneten, mit dem Wiederbeginn des Unterrichtes nach den Sommerferien die für den Ersatz nothwendigen Maassregeln zu treffen. Die Collegen aber und gegenwärtigen Schüler des aus ihrer Mitte scheidenden Freundes und Lehrers sahen den Schluss des Sommersemesters, während dessen grösserer Hälfte der verehrte Mann noch in ihrer Mitte gewirkt hatte, als den Zeitpunkt des Abschiedes an, und brachten ihm am Sonnabend den 26. September in diesem Sinne den Ausdruck ihrer Verehrung und Dankbarkeit dar. Als Zeichen bleibender Erinnerung überreichte das Lehrercollegium, welches ausser Herrn Professor Dr. *Ulrich* nur aus ehemaligen Schülern des Scheidenden bestand, demselben mit einem lateinisch abgefassten Valedictions-Schreiben einen silbernen, mit passenden Emblemen und den wohl gelungenen Darstellungen der alten und neuen Schulgebäude geschmückten Pokal, die Schüler der ersten Classe einen trefflichen Kupferstich des Raphaelischen Spasimo und die der zweiten Classe einen schön gearbeiteten Lehnssessel. Um auch an dieser Stelle die seltenen Verdienste des in Ruhestand getretenen Mannes, dessen Gedächtniss in den Herzen zahlreicher, seit mehr als 50 Jahren von ihm zu den

Studien angeleiteter Schüler lebendig ist, mit einfachen Zügen auszudrücken, genügt es daran zu erinnern, dass Dr. *Cornelius Müller*, als einer der treuesten und anhänglichsten Schüler des unvergesslichen *Gurlitt*, über 10 Jahre unter dessen Anleitung und nach seinem Vorbild seine ersten Dienste als Lehrer in den verschiedensten Unterrichtsgegenständen dem Johanneum gewidmet, dass er während der fast 33jährigen Amtsführung des verewigten Directors *Kraft* eine hervorragende Wirksamkeit, besonders zur Erhaltung und Förderung gründlicher classischer Studien in den oberen Classen geübt; dass er sodann in den 3 Jahren eines mehrfachen Wechsels der oberen Schulleitung von Ostern 1861 bis Ostern 1864 zweimal das Directorat mit der grössten Hingebung und Uneigennützigkeit geführt hat, und endlich dem gegenwärtigen Director, der in ihm mit warmer Pietät den eignen Lehrer ehrt, vier und ein halbes Jahr, mit wahrhaft musterhafter Pflichttreue besonders in der schweren Aufgabe des Ordinariats der Secunda zur Seite gestanden hat. Möge dem verehrten Manne, dem nunmehr durch die einmüthigen Beschlüsse von Senat und Bürgerschaft die ehrenvollste Entlassung aus seinem Amte gewährt ist, durch Gottes Güte vergönnt sein, sich noch lange der ungestörten Musse des anmuthigen Landaufenthaltes zu erfreuen, auf welchen er sich zurückgezogen hat.

Unter gleich ehrenvoller Anerkennung seiner gleichfalls fast 50jährigen Wirksamkeit von Seiten der höchsten Staatsbehörden wird Herr Professor Dr. *Franz Wolfgang Ullrich* mit dem Schlusse dieses Schuljahres in den Ruhestand treten. Derselbe wurde, nachdem er fünf Jahre als Custos der königlichen Bibliothek und als Privatdocent an der Universität zu Berlin gewirkt hatte, den 13. März 1823 zum Professor am hiesigen Johanneum erwählt. Während der seitdem verflossenen 46 Jahre hat er eben so sehr durch die Gründlichkeit seiner philologischen Gelehrsamkeit, wie durch die geistvolle, dem Inhalt und der Form gleichmässig zugewandte Erklärung der alten Schriftsteller einen ungemein eingreifenden, ebenso belehrenden wie zu eigenem Studium anregenden Einfluss auf die grosse Zahl der Schüler geübt, welche sich in dieser langen Zeit seines Unterrichts erfreut haben. Ich darf mir erlauben dieses Urtheil über den verehrten Collegen, den wir nunmehr aus seiner langjährigen Wirksamkeit scheiden sehen, an dieser Stelle auszusprechen, da ich mit dankbarer Freude bekenne, von seinem Unterricht und im Besondern von seiner Einführung in das Verständniss des Plato und Thukydides die wirksamste Anregung zu denjenigen Studien empfangen zu haben,

die ich mein Leben lang mit Vorliebe verfolgt habe. Ich darf auch hinzufügen, dass unsere Schule einen nicht geringen Theil des guten Rufes, dass die philologischen Studien auf ihr mit Gründlichkeit und mit Geschmack betrieben werden, der grossen Zahl gelehrter und geistreicher Untersuchungen verdankt, welche Herr Professor *Ullrich* in unseren Programmen niedergelegt hat, von den ersten in den Jahren 1832 herausgegebenen *Quaestiones Aristophaneae* und der 1838 erschienenen Abhandlung über das Megarische Psephisma an, durch die Reihe der allgemein geschätzten Beiträge zur Kritik und Erklärung des Thukydides hindurch bis zu der gehaltreichen Schrift über die Hellenischen Kriege, welche unser vorjähriges Programm ziert. Im Hinblick auf die Kraft und Gesundheit des Körpers und Geistes, deren sich der um unsere Schule hochverdiente Mann erfreut, ist der Ausdruck der Hoffnung nicht unberechtigt, dass die ehrenvolle Musse, die ihm von jetzt an gewährt sein wird, durch die Fortführung seiner gelehrten Studien ihm selbst reiche Freude und uns vielfache Belehrung bringen werde.

Herr *J. H. W. Elten*, von dessen unter grosser Theilnahme von Collegen, Schülern und Freunden am 2. Januar 1868 gefeiertem 50jährigem Amtsjubiläum ich im vorigen Programme berichtet habe, hat zwar während des verflossenen Schuljahres, soweit seine leidende Gesundheit es irgend zuliess, mit grosser Liebe und Treue noch einen Theil seines Unterrichts ertheilt; doch ist auch ihm von Ostern d. J. an die Entlassung aus seinem Amte in ehrenvoller Weise gewährt worden. Möge auch er im Rückblick auf eine lange erfolgreiche Wirksamkeit, durch die er sich die allgemeinste Achtung und die aufrichtige Freundschaft einer grossen Zahl von Schülern gewonnen hat, sich der wohlverdienten Ruhe, von der wir die Kräftigung seiner Gesundheit hoffen, noch lange erfreuen.

Herr Dr. *Ferd. Lüders*, welcher seit dem Herbst 1856 als Lector der englischen Sprache und seit Michaelis 1864 als ordentlicher Lehrer an der Gelehrtschule angestellt ist, hat am 10. Januar d. J. um seine Entlassung aus seiner amtlichen Stellung zu Ostern d. J. nachgesucht: sie ist ihm auf seinen wiederholt ausgesprochenen Wunsch von der Section der interimistischen Oberschulbehörde für die Gelehrtschule den 28. Januar bewilligt worden. Ihm folgt bei seinem allgemein bedauerten Abgang die Hochachtung seiner Collegen und die Zuneigung seiner Schüler, unter denen er ein lebhaftes Interesse für alle Unterrichtsgegenstände, die er behandelte, anzuregen wusste.

Schon mit dem Beginne des jetzt zu Ende gehenden Schuljahres hat uns ein anderer empfindlicher Verlust betroffen. Herr Dr. *Carl August Moebius*, welcher, seit Ostern 1853 als ordentlicher Lehrer der Naturwissenschaften an der Realschule, zugleich den Unterricht in diesem Fache an der Gelehrtschule, mit einer kurzen Unterbrechung im Jahre 1865, geführt hat, folgte zu Ostern 1868 dem ehrenvollen Rufe zum Professor der Zoologie an der Universität zu Kiel. So sehr die Freunde des trefflichen Mannes sich in seinem Interesse über diese Veränderung seiner Stellung freuen mussten, so ungern sahen wir den hochgeachteten Collegen und ausgezeichneten Lehrer aus unserer Mitte scheiden.

Der Unterricht in den Naturwissenschaften ist gleich nach Ostern Herrn Dr. *Bolau* übertragen worden, der mit anerkennenswerthem Eifer bemüht ist, sich in die erfolgreiche Wirksamkeit seines Vorgängers hineinzuarbeiten.

Den Schreibunterricht hat in dem Maasse, wie Herr *Elten* von demselben zurücktreten musste, und seit Neujahr in allen Classen Herr *Schultz* übernommen, dem auch der Rechenunterricht in den untern Classen übertragen worden ist.

Die durch den Rücktritt des Herrn Professor Dr. *Müller* erledigten Religionsstunden in Prima und Secunda hat Herr *Mumssen*, den lateinischen Unterricht und das Ordinariat in Secunda Herr Professor *Herbst*, nachdem ein Theil seiner Lehrstunden in Tertia Herrn Dr. *Schrader* übertragen worden, und die Lecture des Horatius in Prima habe ich übernommen.

Der definitive Ersatz aber für die verschiedenen zu Ostern eintretenden Vacanzen, sowie für das weitere Bedürfniss, welches durch die nothwendig gewordene Theilung der Secunda in zwei Abtheilungen eintritt, ist durch die rechtzeitige Fürsorge der Hohen Behörden in der Weise angeordnet worden, dass den 12. December v. J. Herr Dr. *Adolph Kiessling*, Professor an der Universität und dem Pädagogium zu Basel zum Professor an der Gelehrtschule des Johanneums, den 28. Januar d. J. der ordentliche Lehrer am evangelischen Gymnasium zu Posen, Herr Dr. *Heinrich Bubendey*, zum Oberlehrer, und der Schulamtsandidat Herr Dr. *Hermann Schrader*, der bereits seit zwei Jahren mit regelmässigem Unterricht an unserer Schule beauftragt war, zum ordentlichen Lehrer erwählt, und ausserdem der Unterzeichnete ermächtigt worden ist, zur Befriedigung der noch vorhandenen Bedürfnisse den Schulamts-

candidaten Herrn Dr. *Friedrich Stock* zu einer grösseren Zahl von Unterrichtsstunden als bisher zu verwenden. Ich glaube, unsere neu eintretenden Collegien, deren kräftiger Mitwirkung für das Gedeihen unserer Schule wir mit den bestbegründeten Hoffnungen entgegensehen, mit keinem besseren Wunsche begrüßen zu können, als dem: dass es ihnen gelingen möge, eine eben so erfolgreiche und dauernde Wirksamkeit in ihrem Berufe zu gewinnen, wie ihre Vorgänger sie in hohem Grade geübt haben.

Nach Ostern d. J. wird der Hauptunterricht und die Leitung der Classen so vertheilt sein, dass das Ordinariat der Prima von mir, der Ober-Secunda von Herrn Prof. *Herbst*, der Unter-Secunda von Herrn Prof. *Fischer*, der Ober-Tertia von Herrn Dr. *Bubendey*, der Unter-Tertia von Herrn Dr. *Reinstorff*, der Quarta von Herrn Dr. *Schrader*, der Quinta von Herrn Dr. *Micolci* und der Sexta von Herrn Dr. *Stock* geführt werden wird. Herr Prof. *Kiessling*, der mir namentlich für den lateinischen Unterricht in Prima zur Seite stehen wird, bleibt seinem Wunsche gemäss fürs erste von der Führung eines Ordinariats dispensirt.

Die Theilung der Secunda, welche zu Ostern ausgeführt werden wird, erfordert eine Vermehrung der Classenzimmer. Da der Plan eines Neubaues, durch welchen dieses, wie mehrere andere Bedürfnisse der Schule ihre Befriedigung erhalten werden, noch nicht zur Reife gelangt ist, so tritt die Nothwendigkeit einer provisorischen Aushülfe ein. Es werden in die bisher von Herrn Professor Dr. *Müller* bewohnte Amtswohnung die am meisten dazu geeigneten Zimmer zu zwei Classen eingerichtet, welche die Sexta und Quinta aufnehmen werden. Hoffentlich werden die dafür beschlossenen Anordnungen dem Zwecke entsprechen und einige Jahre für dieses so wie für das nicht fern liegende Bedürfniss ausreichen, wenn auch die Prima getheilt werden muss. Wir wiederholen aber die auch im vorigen Programm ausgesprochene zuversichtliche Hoffnung, „dass für dasjenige, was zum Gedeihen unsrer Schule für nothwendig erkannt ist, die Mittel der Ausführung zu rechter Zeit nicht fehlen werden.“

Noch eines andern wichtigen Beschlusses der vorgesetzten Behörden, der mit Ostern d. J. zur Ausführung kommen wird, habe ich mit gebührendem Danke Erwähnung zu thun: es ist die Normirung der Gehalte der festangestellten

Lehrer (abgesehen von dem Director und den Lehrern der technischen Fächer) auf drei Stufen so festgestellt: für die Professoren ausser einer Amtswohnung auf 4000 fl , nach resp. 5 und 10 Jahren auf 4500 und 5000 fl steigend, für die Oberlehrer auf 3000 fl mit gleicher Steigerung bis 4000 fl , und für die ordentlichen Lehrer auf 2000 fl mit derselben Steigerung auf 3000 fl . Hoffentlich wird durch diese Bestimmungen zum Wohl der Schule der doppelte Zweck erreicht werden, dass auch den jüngeren Lehrern für eine Reihe von Jahren ein angemessenes Einkommen gesichert, und dass bei der Besetzung der höheren Stellen nicht die Anciennetät, sondern bewährte Leistungen und die erwiesene Brauchbarkeit für das jedesmalige Bedürfniss die entscheidenden Momente sein werden. Möge es mir gestattet sein, bei dieser Gelegenheit die jungen Männer, welche aus unsrer Mitte sich dem Berufe des Gymnasialunterrichtes widmen, darauf aufmerksam zu machen, wie rathsam es für sie ist, sich durch das Bestehen eines auswärtigen Amtsexamens, das jedem offen steht, und durch die Anstellung an einer fremden Schule, welche sich dem tüchtigen Candidaten leicht darbietet, Erfahrung und Gelegenheit zu gewinnen, ihre Brauchbarkeit zu erweisen. Wie gern die Vaterstadt jederzeit die anderswo erprobten jungen Lehrer zur geeigneten Wirksamkeit in die Heimath zurückrufen wird, dafür freut es mich schon jetzt auf das Beispiel des so eben an unserer Schule angestellten Herrn Dr. *H. Bubendey* hinweisen zu dürfen.

Die Verwaltung unsrer Schulbibliothek, die in ihrer Vermehrung und Benutzung in erwünschter Weise fortschreitet, hat im verflossenen Jahre Herr Dr. *Micolci*, unter Beirath der dazu ernannten Commission, mit gewohnter Treue und Sorgfalt geführt. Wir freuen uns berichten zu können, dass von Ostern an unsere Bücher in demselben Hause, in welchem die unteren Classen provisorisch untergebracht werden, eine angemessnere Aufstellung als bisher finden werden.

Von Geschenken, welche unsere Bibliothek zum Theil schon in früheren, zum Theil im letzten Jahre erhalten hat, verzeichne ich mit dem wärmsten Danke folgende, von Herrn Professor Dr. *Herbst*: die Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, herausgegeben von Virchow und von Holtzendorf, Heft 1—48; von Herrn Dr. *F. Lüders*: Handbuch der Kunstgeschichte von

Franz Kugler, 2. Aufl.; von Herrn Dr. *Schrader* dessen Schrift: die Sirenen nach ihrer Bedeutung und künstlerischen Darstellung im Alterthum, 1868; von dem Ostern 1868 abgegangenen Primaner *Ed. Schiff*: Globus, illustrierte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde, herausgegeben von K. Andree, Band 1—4 und 7—10; von dem Primaner *Max Neubauer*: Waegner's Hellas 2 Bände und Rom 3 Bände; von dem abgegangenen Tertianer *F. Jacoby*: O. Fraas, Vor der Sündfluth, eine Geschichte der Urwelt; von dem Tertianer *P. Hennings*: Vertot, histoire des révolutions arrivées dans le gouvernement de la république Romaine, 4 Bände. Durch gütige Vermittlung des Herrn Senator Dr. *Versmann* sind der Schulbibliothek aus dem Nachlass des sel. Herrn Pastor Dr. *Horn* eine Anzahl älterer Programme und verschiedene auf das Johanneum bezügliche Festschriften übergeben worden.

Der Wiederabdruck der „Vorschriften und Anordnungen für die Schüler der Gelehrtenschule“ hat zu einigen Veränderungen Anlass gegeben, die in neuerdings getroffenen Bestimmungen ihren Grund haben. Ich erlaube mir auf einige derselben aufmerksam zu machen und ein Wort zur Motivirung hinzuzufügen.

Im § 12 ist die Verpflichtung der Schüler, während der grösseren Pausen die Classen zu verlassen, bis auf Secunda incl. ausgedehnt. Es hat sich dies sowohl der Ventilation wie der äusseren Ordnung wegen, als nothwendig erwiesen. Wir selbst werden natürlich darauf achten, dass bei ganz schlechtem Wetter, wenn der Schulhof durch Regen oder Schnee nicht zu benutzen ist, die Schüler unter Obdach bleiben. Aber wir richten auch an die geehrten Eltern die freundliche Bitte, nicht durch Dispensationsgesuche, wenn sie nicht dringend nöthig sind, der Bequemlichkeitsliebe ihrer Söhne zum Nachtheile ihrer Gesundheit Vorschub leisten zu wollen. In der Regel wird einem Knaben auch bei einer leichten Erkältung der Aufenthalt in freier Luft heilsamer sein, als in der Classe, wo der Ventilation wegen in den Pausen nothwendig Zug herrschen muss.

§ 19 sind mit Genehmigung der interimistischen Oberschulbehörde die Pfingstferien, die früher die beiden letzten Tage der voraufgehenden und die ersten 4 Tage der Pfingstwoche umfassten und dadurch die beiden Wochen zerstückelten, in die eine Pfingstwoche zusammengelegt. Aus demselben Grunde, um wiederholte Unterbrechungen des Unterrichts zu vermeiden, sind die öffentlichen Prüfungen und der Redeactus in die Woche vor Palmarum, die Classenprüfungen

auf Montag und Dienstag, das Maturitätsexamen auf Mittwoch und der Actus auf Freitag (§ 21, 23 und 24), zusammengelegt. Der Unterricht nimmt demnach bis zum Sonnabend vor Judica seinen ungestörten Fortgang.

Endlich bemerke ich, dass (§ 20) die Ertheilung der Zeugnisse von 4 auf 3 Mal des Jahrs beschränkt ist, weil in dem durch die Pfingst- und Hundstagsferien unterbrochenen Sommersemester eine genauere Beurtheilung der Schüler vor dem Schlusse desselben kaum möglich ist: es fallen daher künftig die Johanniszeugnisse aus.

2. Lehrcourse von Ostern 1868—1869.

Prima. Ordinarius: Director Dr. *Classen*.

Lateinisch. Gelesen wurden im Sommer: Cicero's Tusculanae disputatt. lib. I. und aus den folgenden ausgewählte Abschnitte; im Winter: die Briefe in der Auswahl von Hofmann B. 1. u. 2 bis zur Mitte. 2 St. Tacit. Histor. II. bis zum Schluss; seit Neujahr der dialogus de oratt. 2 St. Schreibübungen in Exercitien, Extemporalien und freien Aufsätzen. 2 St. Dir. *Classen*. Horat. Odd. II. (ausser 5 und 8) und III, 1—4. Prof. Dr. *Müller*; seit den Sommerferien die Episteln I, 1—20. 2 St. Dir. *Classen*.

Griechisch. Im Sommer: Demosthenes' Olynthische Reden. Im Winter: Plato's Phaedon. Exercitia aus Sallust's Catilina. 2 St. Dir. *Classen*. Thukydides Lib. IV, c. 17—107. Die Erklärung wurde meistens von den Schülern abwechselnd schriftlich ausgearbeitet. Sophokles' Electra und Ajax bis v. 595. Aus der Anthologie von Buchholz Bd. 2 bis Pindar S. 76. Zusammen in 5 St. Prof. *Ulrich*.

Hebräisch. Gelesen und erklärt wurden II. Sam. 1—18 und ausgewählte Psalmen, von denen mehrere auch memorirt wurden. Repetition der Grammatik. Wöchentliche Exercitia aus J. F. Schröder's Pericopen. 2 St. *Mumssen*.

Deutsch. Im Sommer: Geschichte der deutschen Litteratur von Luther bis 1725. Besprechung von Themen zu deutschen Aufsätzen und deren Correctur. Mündliche Vorträge. Declamation. 2 St. Prof. *Herbst*. Im Winter: Litteraturgeschichte von Gottsched bis in die classische Zeit. Aufsätze, freie Vorträge, Declamationen. 2 St. *Mumssen*.

Französisch. Gelesen wurde im Sommer: Mignet, histoire de la révolution française. Chap. IX und X mit eingehender Besprechung des Inhalts. Extemporalia aus Nisard, histoire de la littérature française. Dir. *Classen.* Im Winter: Mignet. Ch. 11 und 12 und Molière, l'Avare. Wöchentliche Extemporalien. 2 St. Dr. *Micolci.*

Englisch. Shakespeare's Henry IV., beide Theile. Macaulay's Frederic the Great. Extemporalia. 2 St. Dr. *Lüders.*

Religion. Im Sommer: Christliche Glaubenslehre 2 Th. nach Palmer's Lehrbuche § 130—158, mit stäter Berücksichtigung und Erklärung der biblischen Beweisstellen. Gelesen im Grundtext und erklärt: das Evangelium des Johannes c. 1—6. 2 St. Prof. Dr. *Müller.* Nach den Sommerferien: Novum testamentum graecum: gelesen und erklärt wurde der Epheserbrief. 2 St. *Mumssen.*

Geschichte. Geschichte vom Ende des Mittelalters bis zum Anfang des siebzehnten Jahrhunderts. Von Zeit zu Zeit Repetition der alten Geschichte. 2 St. Dir. *Classen.*

Mathematik. Elemente der analytischen Geometrie und der Kegelschnitte. Combinationslehre. Logarithmen; Anwendung auf die Rentenrechnung. 3 St. Prof. *Bubendey.*

Physik. Fortsetzung der Lehre vom Lichte. Magnetismus und Electricität. 2 St. Prof. *Bubendey.*

Zeichnen. Zusammen mit Secunda. Fast ohne Ausnahme wurde nach der Natur gezeichnet, theils nach Gypsmodellen, theils, und dieses besonders von den Schülern der Prima, anatomische (osteologische) und botanische Gegenstände. 2 St. Zeichenlehrer *Koch.*

Secunda. Ordinarius bis zu den Sommerferien: Prof. Dr. *Müller*;
seitdem Prof. Dr. *Herbst.*

Lateinisch. Cicero's Briefe in der Auswahl von Hofmann III, 1—9; orat. de imperio Cn. Pompei. Vergil. Aen. II und III. Eclogg. 1 und 3. Wöchentlich ein Pensum memorirt. Wöchentlich latt. Exercitt. aus Kraft's Materialien; schriftlich 89—96; mündlich 49—75; wöchentlich Extemporalien. Stilistische Uebungen über den Gebrauch der Substantive. 7 St. Im Sommer Prof. Dr. *Müller*; sodann Prof. Dr. *Herbst.* Livius Lib. IX von c. 31, und Lib. XXI bis c. 50. 2 St. Prof. *Ulrich.*

Griechisch. Gelesen Hom. Ilias XVI, XVII, XVIII und wöchentlich ein Pensum memorirt. 2 St. Prof. *Herbst.* Herodot VI, c. 126 bis VII, c. 80. Aus Jacobs' Attika die Abschnitte XVI, XVII, XIX, XX und XXI aus Plutarch und Xenophon, welche schriftlich übersetzt wurden. Zusammen 3 St. Prof. *Ullrich.* Exercitia aus Cornelius Nepos' Cimon und Alcibiades. In der von der Correctur erübrigten Zeit wurde aus Jacobs' Attika der Abschnitt XXII (Thukydides) gelesen, mit schriftlicher Uebersetzung. 2 St. Dir. *Classen.*

Hebräisch. a) Obere Abtheilung: Gesenius' Lesebuch, pros. und poet. Theil. Grammatik nach Naegelsbach. 2 St. b) Untere Abtheilung: Gelesen aus Gesenius' Lesebuche bis pag. 39. Grammatik nach Naegelsbach. Uebungen im Revertiren und Memoriren, sowie im schriftlichen Componiren leichter Sätze. 2 St. *Mumssen.*

Deutsch. Neuere Litteraturgeschichte. Uebungen im freien Vortrage, Declamation und Rückgabe der corrigirten Aufsätze. 2 St. *Mumssen.*

Französisch. Gelesen aus Herrig und Burguy: la France littéraire. Abschnitte aus Mme. de Staël, Chateaubriand, Cuvier, V. Hugo, Guizot und Racine. Extemporalien und wöchentliche Exercitia aus Plötz' Schulgramm. Abschn. 5 und 6. 2 St. Dr. *Micolci.*

Englisch. Gelesen wurden Abschnitte aus Swift's Gulliver, Walter Scott's lady of the Lake, Byron's Hebrew Melodies und Child Harold, Percy's Reliques und Dickens' Christmas Carol, nach Herrig's British Classical Authors. Uebersetzung vom Deutschen ins Englische aus Jaep's Uebungsstücken. Extemporalien. 2 St. Dr. *Lüders.*

Religion. Im Sommer: Einleitung in das Neue Testament. Im Grundtexte wurde gelesen und erklärt: Evangelium des Lucas, c. 1 und 2 und die Sonntags- und Festtags-Perikopen. 2 St. Prof. Dr. *Müller.* Im Winter: Einleitung ins Neue Testament mit steter Herbeiziehung des Urtextes. 2 St. *Mumssen.*

Geschichte. Geschichte des Mittelalters. Zweiter Theil. 2 St. *Mumssen.*

Mathematik. Beendigung der Planimetrie. Abschnitt VI, VII, VIII des Lehrbuches. Uebungen in den Gleichungen des 1., 2. und 3. Grades. Anwendung der Algebra auf die Geometrie. Kettenbrüche. 1 St. Prof. *Bubendey.*

Physik. Statik der festen und flüssigen Körper. 1 St. Prof. *Bubendey.*

Zeichnen. In Verbindung mit Prima. 2 St. Zeichenlehrer *Koch.*

Gesangunterricht. Zweimal wöchentlich, combinirt mit Prima. Gesanglehrer *Klapproth.*

Ober-Tertia. Ordinarius: Prof. Dr. *Herbst.*

Lateinisch. Caesar de Bell. Gall. Lib. IV, V. 2 St. Wöchentliche Exercitia aus Berger's stilist. Vorübungen, aus Abschnitt 1, 2, 3, 4 ausgewählte Stücke. Wöchentliche Extemporalia und metrische Uebungen. Grammat. Uebungen nach Berger über den Gebrauch der Substantive, Adjective und Pronomina. 3 St. Ovidius. Aus Siebelis' Auswahl der Metamorphosen wurden gelesen und zum Theil memorirt, im Sommer die Abschnitte 9, 10, 11. 2 St. Prof. *Herbst*; im Winter 12, 13, 14 und 16. 2 St. Dr. *Schrader.* Aus Lüders' Chrestomathia Ciceroniana St. 63—140. 2 St. Dr. *Lüders.*

Griechisch. Xenoph. Anab. V. 2 St. Wöchentliche schriftliche und mündliche Exercitia aus Kühner's Anl. vom Infinitiv bis zu Ende. Gelegentlich Extemporalien. Wiederholung der Formenlehre. 2 St. Prof. *Herbst.* Aus der Odyssee wurden gelesen und zum Theil memorirt im Sommer II und III—158. 2 St. Prof. *Herbst*; im Winter III, 159—IV, 430. Dr. *Schrader.*

Deutsch. Im Sommer: Schiller's Jungfrau von Orleans, Göthe's Egmont und Lessing's Minna von Barnhelm gelesen und erläutert. Uebungen im freien Vortrag, Declamation und Rückgabe der monatlichen Aufsätze. 2 St. *Mumssen.* Im Winter: Lectüre von Schiller's Wallenstein. Besprechung einzelner Theile der Grammatik. Monatliche Aufsätze. Declamationen und Vorträge. 2 St. Dr. *Schrader.*

Französisch. Gelesen wurde aus Ebener's franz. Lesebuch IV, S. 1—74 und aus Plötz' Manuel das Fragment von Corneille's Cid und ein Theil von Le Sage, Gil Blas. Wöchentliche Exercitia aus Plötz' Schulgramm. Abschnitt 1—4. 2 St. Dr. *Micolci.*

Englisch. Lecture von Wash. Jrvings Sketch-book. Wöchentliche Exercitia aus Callin's Lehrbuche, 2. Gang. Einzelne Extemporalia. 2 St. Dr. *Lüders.*

Religion. Bibellection: im Sommer 1. Buch Moses, im Winter comb. mit Unter-Tertia der Apostelgeschichte erste Hälfte nach dem Grundtext. 2 St. *Mumssen.*

Geschichte. Neuere Geschichte bis zur Mitte des achtzehnten Jahrhunderts. 2 St. Dr. *Reinstorff*.

Geographie. Wiederholung der Geographie von Deutschland. 1 St. Prof. *Herbst*.

Mathematik. In der Planimetrie wurden durchgenommen, beziehungsweise wiederholt Abschnitt III, IV, V und VI (Anwendung der Proportionslehre auf die Geometrie) des Lehrbuches. Algebra: Gleichungen vornehmlich des 1. Grades mit einer und mehreren Unbekannten; quadratische Gleichungen. 3 St. Prof. *Bubendey*.

Physik. Allgemeine Einleitung. Lehre von der Wärme; die wichtigsten Lehren der unorganischen Chemie. 2 St. Dr. *Bolau*.

Zeichnen. Durch das Zeichnen nach körperlichen Gegenständen wurde ein richtiges Verständniss der natürlichen Formen mit besonderer Rücksicht auf ihre perspectivische Erscheinung angestrebt. Einige Schüler, welche den Elementarcursus im Laufe des Jahres durchgemacht hatten, gingen zum Gypszeichnen über. 1 St. Zeichenlehrer *Koch*.

Gesangunterricht. Combinirt mit Unter-Tertia und Quarta: Uebungen im dreistimmigen Gesange, Motetten, Chöre. 2 St. Gesanglehrer *Klapproth*.

Unter-Tertia. Ordinarius: Professor Dr. *Fischer*.

Lateinisch. Wiederholung der Casus-Syntax und Einübung der Modus-Syntax (mit Ausschluss der Lehre vom Gebrauch der Participia) nach Berger's latein. Grammatik § 205 bis § 242, in Verbindung mit wöchentlichen schriftlichen Exercitien aus Dronke's Aufgaben, 1. Abth. Cap. 76 bis 80. 3 St. In 3 andern wöchentlichen Stunden wurden gelesen und theilweise (das erste Buch) schriftlich übersetzt: Caesar B. G. I, II und III; und in 2 wöchentlichen Stunden aus Siebelis' Auswahl aus Ovidii Metamm. die Abschnitte 7—12 gelesen und erklärt, schriftlich übersetzt und theilweise memorirt. Zusammen 8 St. Prof. *Fischer*.

Griechisch. Nach Kühner's Elementar-Grammatik Wiederholung der Verba; Syntax bis zur Lehre vom Infinitiv; dazu wöchentliche Exercitia nach Kühner's Anleitung 2. Abthl. abwechselnd mit Extemporalien. 2 St. Gelesen und zum Theil schriftlich übersetzt und revertirt wurden Xenoph. Anab. II, 4 — IV, 2.

2 St. Dr. *Schrader*. Homeri Odyss. I—II, 200; das Gelesene wurde memorirt.

2 St. Dr. *Lüders*.

Deutsch. Uebungen im Disponiren; monatlich wenigstens zwei deutsche Aufsätze. 2 St. Prof. *Fischer*.

Französisch. Gelesen wurde Ebener's Lesebuch III, S. 1—50 und IV, S. 1—28. Aus Plötz' Elementargrammatik und Schulgrammatik Abschn. 1 und 2 wurden wöchentliche Exercitia gemacht. 2 St. Dr. *Micolci*.

Englisch. Gelesen aus Werner's geogr. Charakterbildern über das britische Reich. I—XIV. Wöchentliche Exercitia aus Callin's Lehrbuche, 2. Gang. 2. St. Dr. *Lüders*.

Religion. Im Sommer: das Leben Jesu mit Zugrundelegung des Ev. Lucae. Im Winter: combinirt mit Ober-Tertia. 2 St. *Mumssen*.

Geschichte. Geschichte des Mittelalters. 2 St. Dr. *Reinstorff*.

Geographie. Bodenbeschaffenheit und politische Geographie von Deutschland. 1 St. Dr. *Schrader*.

Mathematik. Planimetrie: Abschn. II, III, IV und zum Theil V des Lehrbuches. Arithmetik: Buchstabenrechnung, Ausziehung der Quadrat- und Cubik-Wurzeln. 3 St. Prof. *Bubendey*.

Naturgeschichte. Im Sommer: Grundzüge der Anatomie und Physiologie der Pflanzen. Im Winter: Grundzüge der Zootomie und Zoophysiologie mit besonderer Berücksichtigung der Wirbelthiere. 2 St. Dr. *Bolau*.

Zeichnen. Wie in Ober-Tertia.

Gesangunterricht. Combinirt mit Ober-Tertia und Quarta.

Quarta. Ordinarius: Dr. *Lüders*.

Lateinisch. Einübung der Casus-Syntax (Nominativ, Accusativ, Genitiv, Dativ) nach E. Berger's latein. Grammatik; wöchentlich die den Regeln entsprechenden schriftlichen Exercitien aus Dronke's Aufgaben, I. Abtheilung: zusammen 3 St. In 3 andern wöchentlichen St. wurden aus Cornelius Nepos die Vitae des Thrasybulus, Cimon, de Regibus, Hamilcar, Hannibal, Cato und Epaminondas gelesen und schriftlich übersetzt. Dr. *Lüders*. Phaedri Fabulae Lib. II

und III wurden übersetzt, erklärt und einzelne Fabeln auswendig gelernt. Die Regeln der Metrik und Prosodie wurden eingeübt. 2 St. Dr. *Stock*.

Griechisch. Die gesammte attische Formenlehre, besonders des Verbuns mit schriftlichen Uebungen nach Kühner; Lecture aus Jacobs' Elementarbuch. 4 St. Dr. *Reinstorff*.

Deutsch. Wortlehre: Declinationen, Conjugationen, Pronomina, Präpositionen, Conjunctionen wurden durchgenommen; Einiges aus der Syntax. Alle 14 Tage wurden Aufsätze geliefert und bei der Rückgabe besprochen. Declamationsübungen. 2 St. Dr. *Stock*.

Französisch. Durchgenommen wurden in Bröcker's Elementarbuch S. 9—30 und S. 46—114. Gelesen wurden aus Ebener's franz. Lesebuch mehrere Stücke. Wöchentliche schriftliche Uebungen. 2 St. Dr. *Bröcker*.

Englisch. Formenlehre nach W. Gesenius' Lehrbuch. Wöchentliche Excercitia und Lecture aus demselben, S. 69—99 und S. 159—188. 2 St. Dr. *Micolci*.

Religion. Christliche Religionslehre nach den drei ersten Hauptstücken des kleinen lutherischen Katechismus, der Bergpredigt und den Gleichnissreden Jesu bei Matthäus. Besprechung des Kirchenjahres. Erklärt und gelernt wurden einzelne Gesänge und Sprüche, sowie der Katechismus und die Bergpredigt. 2 St. *Mumssen*.

Geschichte. Alte Geschichte und einzelne Partien aus der Geschichte des Mittelalters. 2 St. Dr. *Bröcker*.

Geographie. Europa, Amerika und Australien. 2 St. Dr. *Bröcker*.

Naturbeschreibung. Im Sommerhalbjahr: Botanik. Die wichtigsten Familien des natürlichen Systems. Uebungen im Beschreiben lebender Pflanzen. Im Winterhalbjahr: Zoologie der wirbellosen Thiere. 2 St. Dr. *Bolau*.

Mathematik. Anfangsgründe der Geometrie: Abschnitt I und zum Theil II des Lehrbuchs. 2 St. Arithmetik: Fortsetzung der Uebungen im Rechnen. 2 St. Prof. *Bubendey*.

Zeichnen. Die Classe musste in zwei Abtheilungen je eine Stunde wöchentlich unterrichtet werden. Uebungen wie in Tertia; auch hier konnte von einigen Schülern mit dem Zeichnen nach leichteren Gypsmodellen angefangen werden. Zeichenlehrer *Koch*.

Schönschreiben. Es wurde besonders auf eine regelmässige und gewandte Handschrift hingearbeitet, und dabei Elten's und Möller's Vorschriften zu Grunde gelegt. 2 St. Im Sommer zum Theil Schreiblehrer *Elten*, im Winter *Schultz*.

Gesangunterricht. In Verbindung mit Tertia wöchentlich 2 St. Gesanglehrer *Klapproth*.

Quinta. Ordinarius: Dr. *Reinstorff*.

Lateinisch. Formenlehre der unregelmässigen Conjugationen und Anfangsgründe der Syntax nach Berger. Schriftliche Uebungen besonders über die Conjugationen nach Hoegg's Uebungsstücken Th. II. Gelesen wurde aus Jacobs' Lat. Elementarb. und Hoegg Th. II. Zusammen 6 St. Dr. *Reinstorff*. Wiederholung der Formenlehre, besonders der Verba. 1 St. Dr. *Micolci*.

Griechisch. Die Declinationen mit schriftlichen Uebungen nach Kühner's Grammatik. 4 St. Dr. *Reinstorff*.

Deutsch. Je nach Bedürfniss Einzelnes aus der Formen- und Satzlehre. Entsprechende schriftliche Uebungen abwechselnd mit Aufsätzen. Declamations- und Leseübungen. 2 St. Dr. *Micolci*.

Französisch. Durchgenommen wurden in Bröcker's Elementarbuch S. 1—20 und S. 36—79. Aus Ebener's franz. Lesebuch wurden einzelne Stücke übersetzt. Wöchentliche schriftliche Uebungen. 2 St. Dr. *Bröcker*.

Religion. Biblische Geschichte des A. T. Einleitender Katechismus-Unterricht. Gesänge und Sprüche und einzelne Psalmen, so wie die drei ersten Hauptstücke des kleinen Katechismus wurden memorirt. 2 St. *Mumssen*.

Geschichte. Alte Geschichte, erste Hälfte. 2 St. Dr. *Bröcker*.

Geographie. Mathematische Geographie: Asien, Afrika, Europa. 2 St. Dr. *Bröcker*.

Arithmetik. Schriftliche Uebungen in der Bruchrechnung und in der Regula de tri. 3 St. Kopfrechnen. 1 St. Dr. *Micolci*.

Naturbeschreibung. Im Sommerhalbjahr: Morphologie der Pflanzen; das Linnéische System geordnet; Beschreibung lebender Pflanzen. Im Winterhalbjahr: Zoologie der Wirbelthiere. 2 St. Dr. *Bolau*.

Zeichnen: in zwei Abtheilungen, von denen jede eine Stunde im Zeichnen nach körperlichen Gegenständen; zum Theil noch nach Vorlegeblättern geübt wurde. Zeichenlehrer *Koch*.

Schönschreiben. Uebungen in deutscher und lateinischer Schrift. Anleitung zur Erlangung der Regelmässigkeit in griechischer Schrift. 2 St. Schreiblehrer *Schultz*.

Gesangunterricht. Choräle und leichtere Gesangstücke, wöchentlich zweimal. Gesanglehrer *Klapproth*.

Sexta. Ordinarius: Prof. Dr. *Fischer*.

Lateinisch. Einübung der regelmässigen Formenlehre nach E. Berger's lateinischer Grammatik § 17 bis § 78 und § 388; Uebersetzungen aus dem Lateinischen ins Deutsche nach Jacobs' Elementarbuch 1. Curs., und aus dem Deutschen ins Lateinische nach Hoegg's Uebungsstücken 1. Curs.; wöchentlich 4 bis 6 schriftliche Aufgaben. 6 St. Prof. *Fischer*.

Deutsch. Leseübungen und Uebungen im Vortrage memorirter Gedichte. 2 St. Prof. *Fischer*. Das Wichtigste aus der Formenlehre und Einzelnes aus der Satzlehre nebst entsprechenden schriftlichen Uebungen. 2 St. Dr. *Micolci*.

Französisch. Durchgenommen wurden in Bröcker's Elementarbuch S. 1—13 und S. 36—62. Wöchentliche schriftliche Uebungen. 2 St. Dr. *Bröcker*.

Religion. Biblische Geschichten des A. und N. Testamentes. Daneben wurden 25 Gesänge aus dem Hamb. Gesangbuche erklärt und gelernt. 2 St. *Mumssen*.

Geschichte. Erzählungen aus der alten Geschichte. 2 St. Dr. *Bröcker*.

Geographie. Die Elemente der mathematischen Geographie. Asien und Afrika. 2 St. Dr. *Bröcker*.

Arithmetik. Die vier Species mit benannten Zahlen, die Bruchrechnung und die Regula de tri. 5 St. Kopfrechnen. 1 St. *Schultz*.

Schönschreiben. Die Alphabete in deutscher und lateinischer Schrift wurden aus den Grundzügen entwickelt, mit ganz besonderer Berücksichtigung der kleinen Buchstaben. Dann folgten Zusammensetzungen der Buchstaben zu Wörtern und Sätzen nach Elten und Möller's Vorschriften. 4 St. Schreiblehrer *Schultz*.

Gesangunterricht. Choräle und leichte Gesangstücke. 2 St. Gesanglehrer *Klapproth*.

3. Classenbestand.

Prima zählte nach Ostern 1868.....	36	Schüler.
Secunda	46	„
Ober-Tertia.....	31	„
Unter-Tertia.....	20	„
Quarta.....	40	„
Quinta.....	30	„
Sexta.....	17	„

Zusammen 220 Schüler.

Prima zählte nach Michaelis 1868.....	39	Schüler.
Secunda.....	47	„
Ober-Tertia.....	27	„
Unter-Tertia.....	23	„
Quarta.....	38	„
Quinta.....	37	„
Sexta.....	21	„

Zusammen 232 Schüler.

4. Den 31. März 1868 (s. d. vor. Programm S. 64) haben die in Gegenwart der interimistischen Oberschulbehörde und des Lehrercollegiums abgehaltenen Maturitätsprüfung bestanden, und sind mit dem Zeugnis der Reife den 3. April entlassen:

Carl Kramer, Adolph Braune, Adolph Vollmer, Heinrich Christensen, James Barrelet, Adolph Hermes, Adolph Rüte, Theodor Redslob und Gustav Mingramm.

Den 22. September haben nach zweijährigem Besuch der Prima dieselbe Prüfung bestanden und das Zeugnis der Reife erhalten: *Ernst Bernheim* aus Hamburg 18½ Jahr alt und *Rudolph Nathan* aus Hamburg 18¾ Jahr alt. Jener ist zum Studium der Philologie nach Berlin, dieser zu naturwissenschaftlichen Studien nach Heidelberg gegangen.

5. Zu der diesjährigen Maturitätsprüfung, welche nach Vollendung der schriftlichen Arbeiten Mittwoch den 17. März gehalten werden wird, haben sich nach zweijährigem Besuch der Prima gemeldet:

	Geburtsort.	Alter.	Studium.	Universität.
1. <i>Heinrich Garrn</i> . . .	Hamburg	21	Jahr, Theologie	Leipzig.
2. <i>Ferdinand Wulff</i> . . .	„	18½	„ Jurisprudenz . . .	unbestimmt.
3. <i>Ferdinand Michahelles</i> . . .	„	20	„ „ . . .	Jena.
4. <i>Gerhard Stöter</i> . . .	„	18	„ Theologie	Akademisches Gymnasium.
5. <i>Max Neubauer</i>	„	20	„ Medicin	Göttingen.
6. <i>Emil Böckelmann</i> . .	„	19½	„ Jurisprudenz . .	Berlin.
7. <i>Gustav Lessing</i>	„	21	„ Medicin	Bonn.
8. <i>Gustav Schaumann</i> . .	„	19½	„ Jurisprudenz . .	Jena.
9. <i>Otto Nanne</i>	Gross-Borstel bei Hamburg	18½	„ „	Göttingen.
10. <i>Franz Engel</i>	„	19	„ Medicin	Bonn.
11. <i>Francisco Gaedecheus</i> . .	„	21	„ Jurisprudenz . .	Jena.
12. <i>Hans von Conta</i> . . .	Magdeburg	19¼	„ wird Militär werden.	
13. <i>Ernst Hübener</i>	Hamburg	18¾	„ Medicin	Bonn.
14. <i>Alfred Bromberg</i> . .	„	22	„ Jurisprudenz . .	Heidelberg.
15. <i>Jacob Gotthold</i> . . .	„	20¾	„ Medicin	Würzburg.
16. <i>Matthias Mutzenbecher</i> . .	„	19½	„ Jurisprudenz . .	Jena.
17. <i>Charles Renner</i>	Paris	21	„ Medicin	Göttingen.
18. <i>Hermann Homburg</i> .	Zarrentin in Mecklenburg	28	„ Theologie	Greifswald.

6. Anordnung der Classenprüfungen am 15. und 16. März.

Montag.

Prima.

Von 9 — 9½ Uhr:	Cicero	Dir. Classen.
„ 9½—10 „	Deutsch	Oberl. Mumssen.

Secunda.

Von 10 — 10½ Uhr: Vergilius Prof. *Herbst*.
 „ 10½ — 11 „ Mathematik Prof. *Bubendey*.

Ober-Tertia.

„ 11 — 11½ „ Xenophon Prof. *Herbst*.
 „ 11½ — 12 „ Geschichte Dr. *Reinstorff*.

Unter-Tertia.

„ 12 — 12½ „ Ovidius Prof. *Fischer*.
 „ 12½ — 1 „ Naturgeschichte Dr. *Bolau*.

Dienstag.

Quarta.

„ 9 — 9½ „ Griechisch Dr. *Reinstorff*.
 „ 9½ — 10 „ Phaedri fabulae Dr. *Stock*.

Quinta.

„ 10 — 10½ „ Lateinisch Dr. *Reinstorff*.
 „ 10½ — 11 „ Geographie Dr. *Bröcker*.

Sexta.

„ 11 — 11½ „ Lateinisch Prof. *Fischer*.
 „ 11½ — 12 „ Rechnen *Schultz*.

7. Die Schulfestlichkeit bei Entlassung der Primaner, welche die Maturitätsprüfung bestanden haben, wird Freitag den 19. März von 10 Uhr an in der Aula des Johanneums stattfinden. Das Verzeichniss der Gesang- und Declamationsvorträge wird am Tage des Actus in der Aula ausgegeben werden.

Von den abgehenden Primanern wird

Ferdinand Wulff in lateinischer Rede nach Tacitus' Germania die Sitten und Lebensweise unserer Vorfahren schildern, und
Heinrich Garrn eine deutsche Rede halten über Paul Gerhard's Bedeutung in der Geschichte des deutschen Kirchenliedes, und in seinem und seiner Commilitonen Namen von der Schule Abschied nehmen.

8. Die Prüfung der neu aufzunehmenden Schüler wird am Freitag den 2. April von 9 Uhr an im Lokal der Gelehrtschule gehalten werden.

Das neue Schuljahr beginnt Montag den 5. April um 10 Uhr mit der Einführungsfeier der neu eintretenden Lehrer. Der regelmässige Unterricht nimmt Dienstag den 6. April seinen Anfang.

Die diesjährigen Sommerferien fallen in die vier Wochen von Montag den 19. Juli bis Sonnabend den 14. August.

Classen, Dr.

Broecker, Ludwig Oskar

Einleitung zu einer Geschichte von Frankreich Kap. I-

Hamburg 1869

4 Gall.g. 32 h

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10355546-2